

DAS ARCHIV

ZEITUNG FÜR WOLFSBURGER STADTGESCHICHTE

0,00 €

Herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation der Stadt Wolfsburg

Mai 2020

Editorial

VON ALEXANDER KRAUS

Mit Bernhard Gericke rückt endlich eine der schillerndsten Figuren der frühen Wolfsburger Stadtgeschichte in den Fokus einer laufenden Forschungsarbeit. Der erste hiesige Stadtarchivar war aufgrund seiner politischen Aktivitäten, darunter zahlreiche Parteigründungen, die am äußeren rechten Rand des Spektrums angesiedelt werden müssen, schon zu Lebzeiten nicht unumstritten. Maik Ullmann stellt sein Forschungsprojekt zu Gericke ganz spezieller Form der Oral History im Interview vor. Darüber hinaus präsentiert er bereits ein Ergebnis seiner Forschungen, das sich wie nebenbei ergeben hat. Doch ist die Lebensgeschichte der ukrainischen Zwangsarbeiterin Lydia Stowbun inzwischen so verworren, dass sie an dieser Stelle nicht erzählt werden kann. Lesen Sie selbst! Auch unser Aufmacher über „Die politisierte Jugend der späten 1960er Jahre in Wolfsburg im Interview“ ist das Ergebnis eines studentischen Forschungsseminars, das ich im Wintersemester 2018/19 an der *TU Braunschweig* angeboten habe.

Johanna Speikamp stellt in ihrer Analyse der dem Landerwerb für das Volkswagenwerk vorausgehenden Aushandlungsprozesse einen außerordentlichen Quellenfund ins Zentrum ihrer Arbeit: Aufzeichnungen des Bauern Hermann Schapers, die dieser zu einem späteren Zeitpunkt über die schwierigen und kräftezehrenden Verhandlungen mit der *Gesellschaft zur Vorbereitung des Deutschen Volkswagens mbH* hat führen müssen, an deren Ende ein Umzug von Heßlingen nach Hattorf stand. Strenggenommen sind Schapers Erinnerungen jedoch kein Fundstück, wurden sie uns doch von Elisabeth Elzner, seiner Enkelin, zur Verfügung gestellt. Sie erweitern und konkretisieren das Bild, das wir von den frühesten Kapiteln der Stadtgeschichte der „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ zeichnen können.

Auch der Foto-Essay zu einer ganz speziellen Variante des Roulette-Spiels, wie es in Wolfsburg 1953 gespielt wurde, wäre nicht möglich gewesen, wenn uns nicht Beate Schneider Fotografien – um im Bild zu bleiben – zugespielt hätte, die ihren Vater, einen gelernten Werkzeugmacher, der seit 1942 im Volkswagenwerk arbeitete, als glücklichen Gewinner eines eben vom Band gelaufenen *VW Käfers* zeigen. Jenes Exportmodell war eines von fünf Automobilen, die anlässlich der Festivitäten zum 500.000. Volkswagen über ein alle bekannten Dimensionen sprengendes Roulette verlost wurden. Ein kommunales Archiv lebt auch und in besonderem Maße von der Interaktion mit Bürgerinnen wie Beate Schneider und Elisabeth Elzner. Wir sagen herzlichen Dank.



Abb. 1: Demonstration gegen US-amerikanische Luftangriffe auf kambodschanisches Gebiet, mit denen nordvietnamesische Nachschubbasen zerstört werden sollten, April 1969; Zeitungsausschnitt aus dem Foto- und Erinnerungsalbum von Witich Roßmann, das er uns dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hat. Auch die Abbildungen 2 und 3 sind diesem Album entnommen.

„Es war nicht anders als bei den Studenten auch“

Die politisierte Jugend der späten 1960er Jahre in Wolfsburg im Interview

VON ILAYDA KAYNARCALIDAN, JANA LÜCKE, LARISSA ORNAT & LENA WINDHÖVEL

Lange Zeit ist „1968“ als ein überwiegend urbanes Phänomen erforscht und wahrgenommen worden; nur selten richtete sich der Blick über die universitären Zentren hinaus auch auf das kleinstädtische oder gar ländliche Milieu. Doch auch fernab der Universitätsstädte begehrten Jugendliche auf, die sich eben nur mehr vermeintlich unter der sozialen Kontrolle von Elternhaus und Schule befanden. Durch die mediale Präsenz der Studentenbewegung, ob in Zeitungsartikeln, Jugendmagazinen, Radio- oder Fernsehberichten, wurde diese für die Schülerinnen und Schüler zum Vorbild für eigenes politisches Handeln; zugleich fand solches auch losgelöst von der Studentenbewegung statt – nur fand dieses Engagement in der Forschung bislang weit weniger Beachtung als das der Studierenden. Dennoch war „die Schülerbewegung Teil des gesamtgesellschaftlichen Aufbruchs am Ende der sechziger Jahre“¹ allein ihre Voraussetzungen waren andere: Meist getragen durch die Schülerinnen und Schüler der Oberstufe, ging die Schülerbewegung oftmals in anderen Bewegungen auf und wurde entsprechend – wenn überhaupt – vorwiegend lokal rezipiert.

Innerhalb dieses Beitrags rückt die Wolfsburger Schülerbewegung über biografische Interviews in den Blick. Es ergab sich zufällig, dass die dafür interviewten Eberhardt Brandt, Rainer Obst,

Hiltrud Jeworrek und Witich Roßmann ausnahmslos ehemalige Schülerinnen und Schüler des Theodor-Heuss-Gymnasiums (THG) waren. Gewiss bot das THG nicht die einzige Grundlage zur politischen Entfaltung, ebenso wenig wie allein Schülerinnen und Schüler an den Protestaktionen in der Volkswagenstadt beteiligt waren. Denn auch Auszubildende des Volkswagenwerks partizipierten; Bildungsinstitutionen wie beispielsweise die Volkshochschule oder das städtische Jugendparlament und das spätere Jugendforum ermöglichten politisches Mitwirken.² Aktive Gruppierungen der Schülerschaft gab es nicht zuletzt auch am Ratsgymnasium, dessen ansteigende Schülerzahlen bereits Ende der 1950er Jahre zu einer Aufteilung der Schule und der Neugründung des THGs geführt hatten. An eben jenes Gymnasium kamen in den folgenden Jahren vermehrt junge Lehrkräfte frisch von den Universitäten: Hiltrud Jeworrek berichtet im Interview von überwiegend liberal bis linksorientierten Lehrerinnen und Lehrern, die im Kontrast zum älteren und eher konservativem Kollegium standen und das politische Interesse der Jugend aufgriffen. Namentlich nennt sie beispielsweise Winfried Ratthey und Wolfgang Rädisch:

„DA WAR, WIE GESAGT, GANZ BESONDERS HERR RÄDISCH, DER UNS DAMALS EIN

STÜCK IN DEN AKTIVITÄTEN BEGLEITET HAT [...]. TOTAL WITZIG DIESER MENSCH, IMMER NOCH. UNGLAUBLICH. UND WIE GESAGT, DIE FÖRDERUNG KAM DANN EINDEUTIG VOM GYMNASIUM.“³

Allen Interviewten ist gemein, dass sie ihr damaliges Engagement und ihren damaligen Willen zu einer aktiven Beteiligung am politischen und gesellschaftlichen Geschehen an den Handlungsorten Schule und Stadt bekräftigen. Damit unterscheiden sich die ehemaligen Wolfsburger Aktivistinnen und Aktivistinnen nicht wirklich von jenen Schülerinnen und Schülern, die sich beispielsweise in der Groß- und Universitätsstadt Hamburg engagierten. So hat die Hamburger Historikerin Linde Apel anhand von Oral-History-Interviews, die sie mit ehemaligen Schülerinnen und Schülern Hamburgs geführt hat, die in den späten 1960er Jahren politisiert worden sind, zeigen können, wie sehr alle Befragten die „Zeit der aktiven Teilnahme an gesellschaftlichen Bewegungen in der Regel positiv“ erinnerten.⁴ *Fortsetzung auf Seite 2*



Fortsetzung von Seite 1 Auch sonst lassen sich weitreichende Übereinstimmungen zwischen den Ergebnissen Apels und den in den vier Wolfsburger Interviews vertretenen Positionen finden. Dies gilt beispielsweise für den Stolz, mit dem die damaligen Anhänger linker Schülergruppierungen über das Erlebte und Erreichte sprechen, oder wie sehr sie das Gymnasium als einen für den Beginn ihrer politischen Karriere zentralen Ort erachten. Auch die „Auflösung der Grenze zwischen Schule und Freizeit oder Schule und Politik“ beschreiben Hamburger wie Wolfsburger gleichermaßen.⁵

Dem Münsteraner Historiker Thomas Küster zufolge ist die „gesellschaftliche Revolution [...] in Deutschland ausgeprägter verlaufen [...] als in anderen europäischen Ländern“.⁶ Seine Argumentation stützt sich auf eine Analyse der Schülerproteste in der ostwestfälischen Industriestadt Gütersloh, für deren Stadtbild die „Großunternehmen Bertelsmann, Miele, Vossen und Wirus“ prägend gewesen seien.⁷ Auch Wolfsburg war (und ist) durch einen Großkonzern dominiert; ähnlich wie in Gütersloh fand eine starke Identifikation über die Leistungen des Konzerns statt, der essentiell für die Selbstwahrnehmung von Stadt und Bevölkerung war. Diese Thematik beschäftigte in den späten 1960er Jahren auch die Jugend der Stadt. Mitten in der Zeit des gesellschaftlichen Aufbruchs erschien am 7. Juli 1968 eine Reportage im *Stern*, in der die aussagekräftigen Bilder des Fotografen Robert Lebeck mit ebenso markanten, wenn auch teilweise unzutreffenden Aussagen des Reporters Georg Würtz verflochten wurden: Die „Stadt aus der Retorte“ sei so jung wie ihre Bevölkerung.⁸

Die Demokratisierung als Schlagwort der Zeit⁹ trieb auch in Wolfsburg, getragen durch Oberstufenschülerinnen und -schüler, die „[d]urch die Ausdehnung des Bildungswesens [...] die Arbeiterjugendlichen als bestimmende Sozialfiguren der jungen Altersgruppen ab[lösen]“,¹⁰ Wurzeln. Für viele dieser Schülerinnen und Schüler führte der Weg an die Universität, an der sie sich weiter politisch aktiv beteiligten. Dies gilt auch für die drei Akteure und eine Akteurin, die in diesem Artikel zu Wort kommen.

Die Abiturrede als politisches Sprachrohr

Der Erste, Eberhard Brandt, Abiturjahrgang 1969, reiht sich in die Reihe links engagierter Jugendlicher ein, die viel, detailliert und mit Freude über ihre Schulzeit – besonders die drei Jahre in der Oberstufe – sprachen.¹¹ Wie viele andere, die damals von der Aufbruchsstimmung erfasst worden waren, wurde er Gesamtschullehrer und blieb sein Leben lang politisch aktiv. Brandt versteht sich selbst als „politisch exponierter Mensch“,¹² nicht zuletzt durch seine Arbeit in der *Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft* (GEW) in Wolfsburg und als Landesvorsitzender. Im Interview gibt er an, als Kind maßgeblich durch sein bildungsbürgerliches Elternhaus geprägt worden zu sein. Viele seiner politischen Einstellungen lassen sich für ihn erkennbar auf dieses zurückführen. Durch die persönlichen Erfahrungen, die die Familie seiner Mutter, ebenfalls eine Lehrerin, durch Verfolgungssituationen während der Zeit des Nationalsozialismus machte, war die Familie sensibilisiert; Brandt wurde schon früh deutlich:

„[W]ER GEGEN DIE NAZIS WAR, WAR EIGENTLICH IN DER MINDERHEIT. DAS

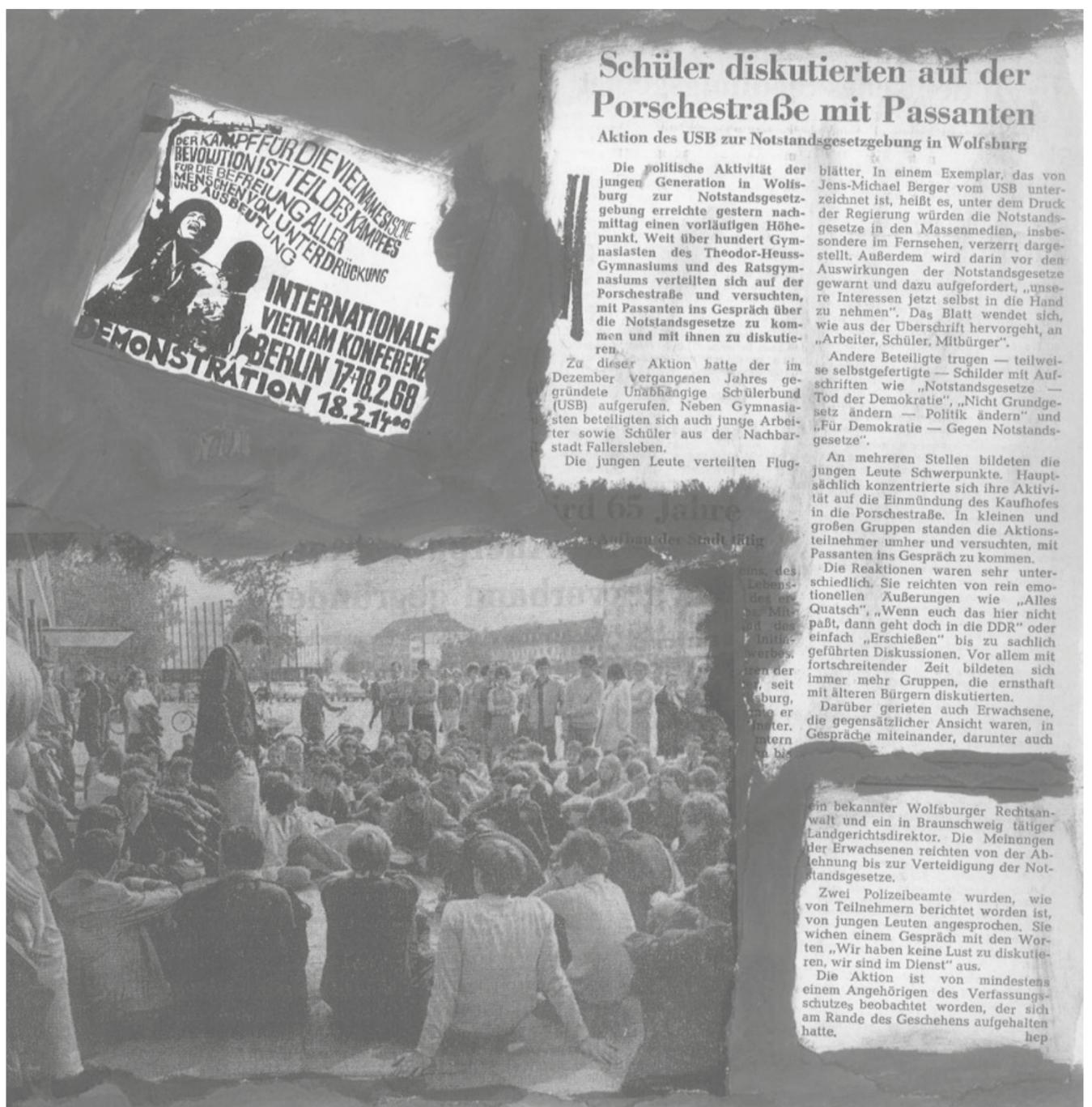


Abb. 2: Sit-In des USB gegen die Notstandsgesetze im Mai 1968

WAR KAUM ZU ERKENNEN. VON DAHER WAR ICH AUCH SENSIBILISIERT, WENN DIE LEHRKRÄFTE SICH SPÄTER AM GYMNASIUM GEÄUSSERT HABEN, DA HABE ICH FESTGESTELLT: O GOTT, DAS SIND JA ALLES ALTE NAZISPRÜCHE. WIE WIR DEN KRIEG HÄTTEN GEWINNEN KÖNNEN UND SOLCHE DINGE.“¹³

Ihm seien von seinen Eltern liberale Werte und ein Menschenbild vermittelt und vorgelebt worden, das Meinungsfreiheit und Gleichheit zentrierte.¹⁴ So kam für Brandt beispielsweise der Radikalenerlass 1972 nicht überraschend, da er von seinem Großvater das Wort „Berufsverbot“ kannte, die Familie im Nationalsozialismus unter dem Arbeitsverbot zu leiden hatte. Auch wenn sein Vater schon früh verstarb, durfte er doch die Unterstützung eines liberalen politischen Elternhauses, vor allem durch seine Mutter, erleben.

Brandt erzählt von Wolfsburg als einer Stadt, in der sich die Ereignisse der Frage um die Demokratisierung der Gesellschaft „wie in einem Brennglas“ abspielten.¹⁵ Die sozialen Unterschiede seien innerhalb dieser Stadt besonders bemerkbar gewesen. Nicht zuletzt durch die separaten Wohnviertel und Straßenzüge für die Führungsschicht des Volkswagenwerks und solche für die Arbeiter. Als problematisch kategorisiert er ebenfalls die Stellung des Volkswagenwerks, da ehemalige führende Männer aus dem Nationalsozialismus, „die ja eigentlich beruflich nichts konnten außer kommandieren“, dort als „Führungsschicht“ eingesetzt worden seien, „[u]nd das prägte auch die Stimmung“.¹⁶ Es seien aber auch Menschen nach Wolfsburg gezogen, um dort

eine demokratische Stadt aufzubauen. Dabei hebt er besonders die Arbeit der Volkshochschule hervor. Die dort Beschäftigten seien mit dem Auftrag der politischen Bildung nach Wolfsburg gekommen; junge, politisch linke, attraktive und intellektuelle Frauen, wie Brandt erzählt, hätten dort zur demokratischen Bildung in der Stadt beitragen wollen.¹⁷ Soziale Ungleichheit, an den Gymnasien besonders spürbar, sei für ihn ein unerträglicher Zustand gewesen.¹⁸

Das Nachaußentragen seiner Überzeugungen fand den Höhepunkt in seiner Abiturrede 1969, in der er nach Selbstauskunft aufdeckte, wie Diskriminierung am Gymnasium funktioniere und für die Einführung von Gesamtschulen eintrat. Das habe nicht allen gefallen; weder die Lehrerinnen und Lehrer, noch die Eltern seien begeistert gewesen. In seiner Rede habe er die meisten Lehrer „als unfähig und faul beschimpft“,¹⁹ vereinzelt aber auch Lehrkräfte gelobt. Damit stellte er sich gegen die Tradition der 1950er Jahre, in denen es undenkbar schien, in einer Abiturrede autoritäre Strukturen anzutasten, wurden doch sogar die Redner durch die Lehrenden ausgewählt.²⁰ Erst ab dem Jahr 1967 hätten sich die Abiturfeierlichkeiten verändert, und an diesem Veränderungsprozess hatte dann auch Brandt mit seiner Abiturrede teil. Seit 1968 wurden die Abiturreden schließlich vermehrt, so der Historiker Torsten Gass-Bolm, für Kritik an der Gesellschaft und den Schulen genutzt.²¹ Insofern stellte Brandt in diesem Falle keine Ausnahmeerscheinung dar; vielmehr verdeutlicht die Rede getreu seiner Erinnerung, wie sehr die Aufbruchsstimmung in der gesamten Bundesrepublik, vor allem an den Schulen, zeitgleich Ge-

stalt annahm.

Brandt, der später selbst Lehrer wurde, differenziert sein Bild von der Lehrerschaft am Gymnasium klar. Es habe durchaus einige gegeben, die der jüngeren Schülergeneration einen reflektierten Umgang mit der NS-Zeit hätten vermitteln können. Viele seien aber ehemalige NS-Anhänger gewesen, die nicht verarbeitet hätten, was geschehen sei:

„DIE ERZÄHLTEN DANN, WIE MAN DEN KRIEG NOCH GEWINNEN [HÄTTE] KÖNNEN. [...] DIE KONNTEN DAMIT NICHT UMGEHEN. DIE HATTEN DAS INTELLEKTUELL UND PSYCHISCH NICHT VERARBEITET. ICH GLAUB’ DAS IST VOR ALLEN DINGEN EIN PSYCHISCHES PROBLEM GEWESEN, NICHT EIN INTELLEKTUELLES, DASS DIE DAS NICHT VERARBEITEN KONNTEN, UND IHRE EIGENE ROLLE. DIE WAREN JA TÄTER UND OPFER ZUGLEICH. SO WIE ICH DAS HEUTE INTERPRETIERE, HATTEN SIE SCHWIERIGKEITEN, IHR SELBSTBILD UND IHRE AUTORITÄT VOR SICH SELBST ZU BEWAHREN. DAMALS FANDEN WIR DIE NUR SCHRECKLICH UND HABEN DANN GEDACHT, WIE MACHEN WIR DIE LÄCHERLICH?“²²

Schließlich kommen im Interview jedoch nicht nur rebellische Unterrichtsstörungen zur Sprache, sondern auch – von entscheidender Bedeutung – die Zusammenarbeit mit einzelnen Lehrkräften. Dabei hebt er besonders die Gestaltung der reformierten Oberstufe in Zusammenarbeit mit dem damaligen Schulleiter Dr. Herbert Wegel hervor. Schule wurde über diese erfolgreiche Zusammenarbeit zu einem Ort, der durch die Schüler selbst mitgestaltet werden konnte und nicht nur bloß ertragen werden musste.²³

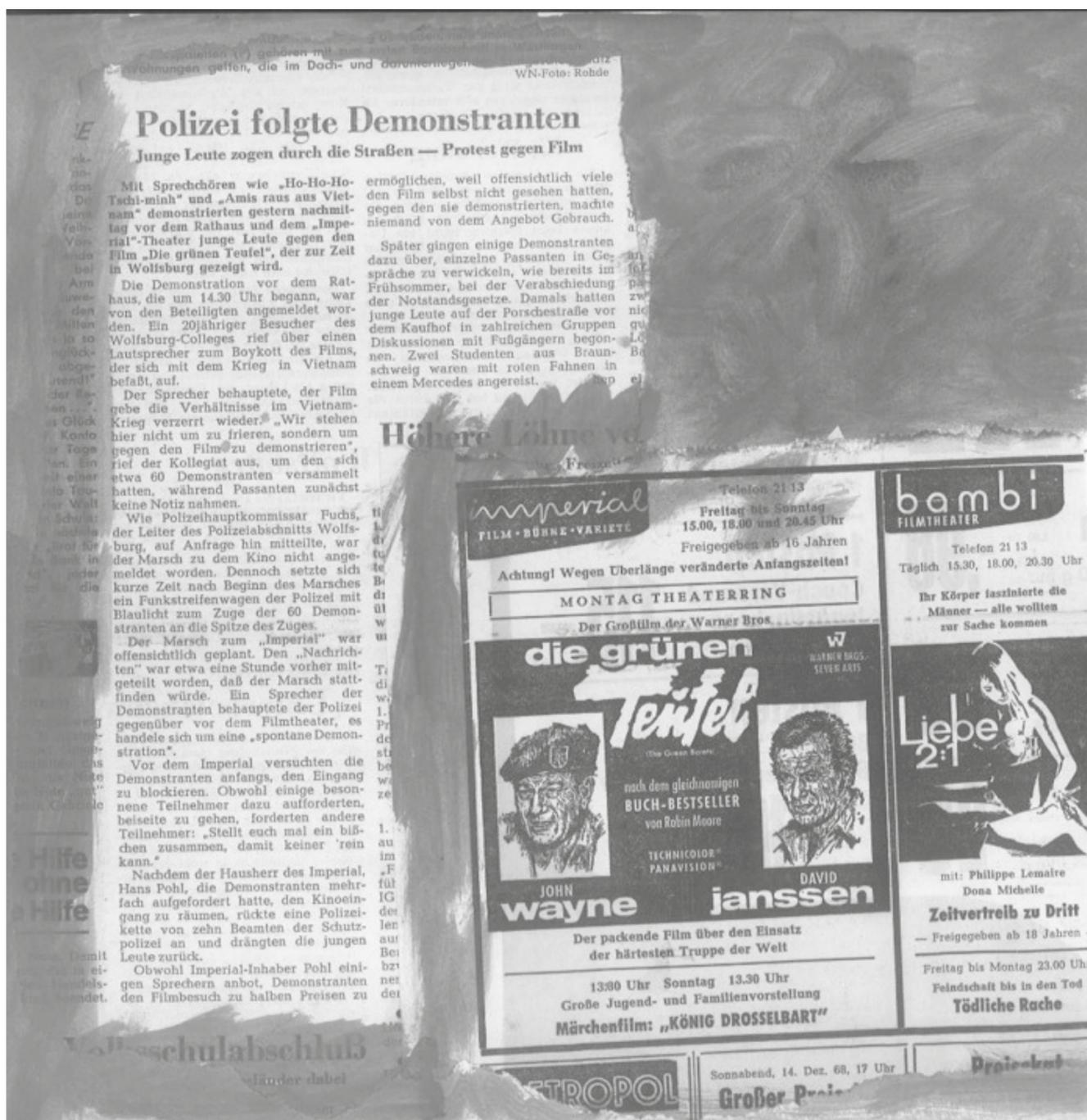


Abb. 3: Presseberichterstattung über eine Protestaktion gegen den Kriegsfilm „Die grünen Teufel“, September 1968

Ein Medium, das zur Verbreitung provokanter Nachrichten genutzt wurde, war auch für Brandt die Schülerzeitung. Enthusiastisch berichtet er beispielsweise davon, dass die Ergebnisse des *Kinsey-Reports* einer Ausgabe beigelegt worden seien. Diese solcherart verbreitete veränderte Sichtweise auf Sexualität sei allerdings nicht von allen Seiten begrüßt worden. Gerade die Eltern zu Hause hätten darauf nicht unbedingt positiv reagiert.²⁴ Es sei den Jugendlichen aber genau um diese Resonanz, den demokratisch liberalen Umgang mit veränderten Sichtweisen gegangen. Die öffentliche Diskussion provokanter und kontroverser Positionen generierte wiederum eine Öffentlichkeit, und just diese wollten sie erreichen.

Auch die für Schülerinnen und Schüler durch das gemeinsame Lesen und Diskutieren marxistischer Lektüren nun zugänglicher gewordenen linken Positionen wurden als Provokationsmittel genutzt.²⁵ Brandt führt in diesem Zusammenhang das Beispiel „BRD“ an. Man habe nur parallel zu „DDR“ provokativ „BRD“ sagen müssen, und hatte damit bereits die DDR als eigenen Staat anerkannt. Denn wer von der „BRD“ sprach, sagte eben nicht „Deutschland“, sondern betonte die Zweistaatlichkeit (die Bundesrepublik und die DDR), „schon gingen die anderen hoch. Und dann war man Kommunist.“²⁶ Dieses Provokationspotenzial linker Positionen, die sich aus dem Kommunismus und dem Marxismus speisten, sei ihnen damals schon bewusst gewesen.²⁷

Besonders die Auflösung der Grenzen zwischen Schule und Freizeit wird im Interview mit Brandt deutlich.²⁸ Man habe sich mit den Freunden zu verschiedenen

Gegebenheiten getroffen und zusammen Zeit verbracht, vor allem auch außerhalb der Schule, beispielsweise im Freibad oder in der Milchbar in der Kleiststraße.²⁹ Doch habe man sich eben auch im Kontext Schule im Freundeskreis getroffen und sich zu politischen Situationen verhalten wollen. So hätten sich teilweise sehr spontane Aktionen aus den verschiedensten Situationen heraus ergeben, Vorfälle wurden bewusst skandalisiert – im Nachklang überlegten sie sich sodann einen griffigen Namen für die einzelnen Aktionen.³⁰ Die verschiedenen Freundeskreise seien auch über die Grenzen der Schule hinweg miteinander verbunden gewesen; feste institutionelle Strukturen, sei es der Unterricht oder die *Polit-AG*, hätten dabei allerdings eine eher untergeordnete Rolle gespielt.³¹ Viel bedeutender als diese seien die beteiligten Personen selbst gewesen, die sich teilweise auch in wechselnder Besetzung an verschiedenen Aktionen beteiligt und so die Stimmung mitgestaltet hätten. Wenngleich zu verschiedenen Gelegenheiten versucht worden sei, Brandt für eine politische Partei zu gewinnen, so habe er ein solches parteipolitisches Engagement jedoch immer abgelehnt. Es galt unabhängig zu bleiben, sich nicht vereinnahmen zu lassen: „Wir wollten ja APO sein, also außerparlamentarische Opposition.“³²

Bei der Frage, ob es denn auch Teilnehmerinnen gegeben habe, die sich aktiv in den verschiedenen Gruppen engagiert hätten, kam das Gefühl von Selbstermächtigung, das auch Linde Apel in den von ihr geführten Interviews immer wieder begegnete,³³ durch die Aktionen der Gruppen zur Sprache. Er glaube, die männlichen Aktivisten seien in

der Mehrzahl gewesen. Das „männliche Dominanzgehabe“³⁴ sei jedoch auch eine Folge der eher zurückhaltenderen Rolle der Mädchen gewesen.

Im Interview nennt Brandt die Wirtschaftskrise, den Vietnamkrieg, die Notstandsgesetze und auch die Auschwitz-Prozesse als die zentralen Themen der Zeit. Als Schülerinnen und Schüler hätten sie damals durch die Medien das Zeitgeschehen konsumiert: „Wir haben das alles zur Kenntnis genommen und uns gedacht, dass wir uns dazu verhalten wollten. Es war ja nicht so, dass wir uns diese Themen ausgedacht haben, die waren ja da.“³⁵

Für ihn treffe zu, dass die Schulzeit der Ausgangspunkt für sein weiteres politisches Leben gewesen sei. Dies gilt gleichermaßen für die Erlebnisse und das Mitgestalten während seiner Schulzeit wie auch für die damals entscheidenden erwachsenen Vorbilder im Umgang mit Geschichte und Politik. Letztere hätten ihn den Spielraum erkennen lassen, der ihm als Lehrer zur Verfügung stehe. Daher sei sein Leben über Schule, Studium und Beruf recht linear verlaufen, dies aber auch, da er studieren konnte, was ihn wirklich interessiert habe.³⁶ Er sei bewusst nach Marburg gegangen, um in einer ‚richtigen‘ Universitätsstadt zu studieren und dort bei dem Politologen Wolfgang Abendroth und dem Erziehungswissenschaftler Wolfgang Klafki zu lernen – und nicht zuletzt um auch dort politisch aktiv zu bleiben.³⁷

Proteste und Sexuelle Revolution

Auch der spätere Lehrer für Naturwissenschaften, Rainer Obst, beteiligte

sich in seiner Zeit als Schüler an den Jugendprotesten in Wolfsburg. So wie Linde Apel für die von ihr interviewten Hamburger Schülerinnen und Schüler festgestellt hat, erzählt auch Obst offen und ausgiebig von seiner Zeit als linker Schüleraktivist.³⁸ Dabei führt er aus, dass er schon vor seiner Politisierung in der Schülervertretung aktiv gewesen sei. Seinen Politisierungsmoment beschreibt er wie folgt:

„ES HATTE DANN FÜR MICH BEWUSST DAMIT ANGEFANGEN, ALS MICH EINER DER ÄLTEREN SCHÜLER, DEN ICH JETZT IMMER NOCH GUTE KENNE, UND DER IN DER SCHÜLERVERTRETUNG AKTIV WAR, KLASSENSPRECHER WAR UND SO WEITER, FRAGTE: WILLST DU NICHT MEHR MACHEN, JA AKTIVER WERDEN? UND DAS HAT IM GRUNDE, WENN MAN SO WILL, DIE BEWUSSTE ENTSCHEIDUNG HERBEIGEFÜHRT, SICH DA MEHR ZU ENGAGIEREN.“³⁹

Daraus wird ersichtlich, dass sein politisches Engagement einer schulischen Plattform entsprang. Das lässt sich auch bei anderen jungen Aktivisten beobachten.⁴⁰ Dementsprechend wurden viele „Aktionen“, wie Rainer Obst das Protestverhalten beschreibt, auch im schulischen Kontext durchgeführt. So schildert er eine Situation, in der er die Anweisung einer Lehrerin, seinen Tisch umzudrehen, absichtlich falsch interpretiert und diesen einfach mit der Tischplatte nach unten gedreht habe. Durch diese „Aktion“ wird deutlich, wie sehr sich Obst wie viele andere Schüler auch der autoritären Erziehung widersetzte.⁴¹ So leitet Obst diese Anekdote auch selbst im Interview ein: „Also ich erinnere mich da an Situationen, in denen wirklich von vielen antiautoritäres Gehabe praktiziert wurde; und da gibt es auch eine Anekdote ...“⁴² Er selbst deutet diese Situation in der Rückschau als „[e]ine Jugendgeschichte“, die man eben „so gemacht“ habe. Es sei die Zeit gewesen, in der er „eben auch ein sehr aufmüpfiger Mensch“ gewesen ist. Damit fügen sich auch die Darlegungen von Obst in die von Apel aufgezeigten Rollenmuster der „als turbulent erlebte[n] Phase der Adoleszenz [...]“ ein.⁴³ Die dann einsetzende Politisierung deutet Obst retrospektiv als eine Art Kanalisierung für seine jugendliche Aufmüpfigkeit:

„NAJA, DAS WAR SICHERLICH SO PUBERTÄRES GEHABE ... ABER ES HAT SICH DANN DURCH DIE DISKUSSIONEN, DIE WIR DANN HATTEN, SOZUSAGEN IN POLITISCHEN BAHNEN BEWEGT, IN DER SCHÜLERVERTRETUNG, IN DER ICH MITGEARBEITET HABE, UND IN SOLCHEN INSTITUTIONEN WIE DER POLIT-AG IN DER SCHULE, DIE EINER DER LEHRER INITIIERT HATTE.“⁴⁴

Das Klassenzimmer wurde somit zu einem Schauplatz, in dem sich die Schülerinnen und Schüler für die Demokratie innerhalb und außerhalb der Schule, sexuelle Befreiung, moderne Unterrichtsmethoden und gegen die Prügel von Lehrern einsetzten.⁴⁵ Denn Eberhardt Brandt zufolge war die Prügelstrafe auch am Theodor-Heuss-Gymnasium noch ein Thema: „Es gab dann Einschränkungen des Prügelverbots. Es durften dann nur noch Schulleiter schlagen, bei Eintrag in ein Prügelbuch, aber nicht auf den nackten Hintern. Und Mädchen und Jungen durften nur mit dem Stock, nicht mit der bloßen Hand geschlagen werden.“⁴⁶ Die von Obst erwähnte *Polit-AG*, geleitet von Wilhelm Rädisch, war auch für Brandt, *Fortsetzung auf Seite 4*

Fortsetzung von Seite 3 ebenso wie für Witich Roßmann und Hiltrud Jeworrek, eine wichtige Plattform. So äußert sich letztere darüber wie folgt:

„VOR ALLEN DINGEN AUFGRUND EINES LEHRERS, HERRN RÄDISCH, DER ALS JUNGER ASSESSOR, WIE ES DAMALS HIESS, AN DIE SCHULE KAM UND DANN EBEN AUCH DIE POLIT-AG GEGRÜNDET HATTE, FAND ICH MICH DANN AUCH IN DIESER POLIT-AG WIEDER. ICH HATTE SCHON IMMER DEN HANG ZU SOLCH EHER MÄNNLICHEN AKTIVITÄTEN GEHABT. UND SO WAR ICH DANN MIT 16 SCHON ZIEMLICH ENGAGIERT.“⁴⁷

Daraus wird noch einmal besonders ersichtlich, dass die Schule – oder im Falle der *Polit-AG* die Volkshochschule – die Plattform und auch der Nährboden für die Politisierung der Schülerinnen und Schüler war und auch der Ort, an dem Protestaktionen geplant wurden. Die Aktion mit der umgedrehten Tischplatte war folglich ein Statement, da hier die Autorität der Lehrerin untergraben werden sollte. Auch die Art und Weise, wie Rainer Obst von Erlebnissen aus seiner Jugend erzählt, verdeutlicht diese Sichtweise des „jugendliche[n] Ungestüm[s]“.⁴⁸ Er berichtet von einer weiteren Aktion, die er gegen die besagte Autorität der Lehrer unternommen habe: „Ich hatte einen Aufruf verfasst, dass man doch statt, da es in den Gremien nicht so recht voranging, dieser mehr Aktionen machen könnte. Auch könnte ich verstehen, wenn Schüler in ihrem Unmut Klassenbücher verschwinden lassen würden oder so.“⁴⁹

Offenbar waren Klassenbücher das Symbol der Unterdrückung durch die Lehrerinnen und Lehrer, ist doch in vielen Berichten vom „Verschwinden-lassen“ oder gar Verbrennen derselben die Rede. So wurde eines dieser verbrannten Bücher in der Ausstellung *Klassenkämpfe. Schülerproteste in Westdeutschland 1968–1972* als Symbol für die Wut der bundesrepublikanischen Jugend ausgestellt.⁵⁰ Die Ausstellung bezieht sich primär auf die Städte Nürnberg und Frankfurt, woher das Klassenbuch vermutlich auch stammt. Eberhardt Brandt erzählt von einem ähnlichen Vorfall:

„UND DANN, ES KANN JETZT ABER SEIN, DASS ICH DA JETZT ETWAS DURCHEINANDERBRINGE UND ES UM EINE ANDERE ZEITUNGSANGABE GING, [...], KAM ES, DASS ICH VORGELADEN WAR, MÖGLICHERWEISE WURDE ICH AUCH ALS SCHÜLERVERTRETER AUF DIE KONFERENZ GESCHICKT, UND DA HABEN SIE DANN GESAGT, DASS DAS VERBOTEN SEI. DA HABE ICH DANN EIN RECHTSZOLOGISCHES WÖRTERBUCH GENOMMEN UND AUFGEZEIGT, DASS SCHÜLER UND SCHULEN GLEICHGESTELLT SIND MIT ZUCHTHÄUSERN UND NARRENANSTALTEN BEZIEHUNGSWEISE IRRENANSTALTEN, WIE DAS DAMALS NOCH HIESS. [LACHEN] DANN HABE ICH GESAGT, IN DER DEMOKRATIE IST DAS UNWÜRDIG, DA KANN MAN SCHÜLER NICHT WIE GEISTESGESTÖRTE ODER ZUCHTHÄUSLER BEHANDELN. UND SIE MÜSSTEN SICH JETZT SCHON ENTSCHEIDEN, OB SIE AUF DEM BODEN DES GRUNDGESETZTES STEHEN UND OB FÜR SCHÜLER AUCH DIE FREIHEIT GILT.“⁵¹

Durch den hier rekapitulierten Vortrag Eberhardt Brandts auf der Schulkonferenz wird deutlich, wie groß der Einsatz der Schülerinnen und Schüler für die demokratischen Grundrechte war und welchen Stellenwert ein Begriff wie Freiheit in den Jugendprotesten der 1960er Jahre einnahm.

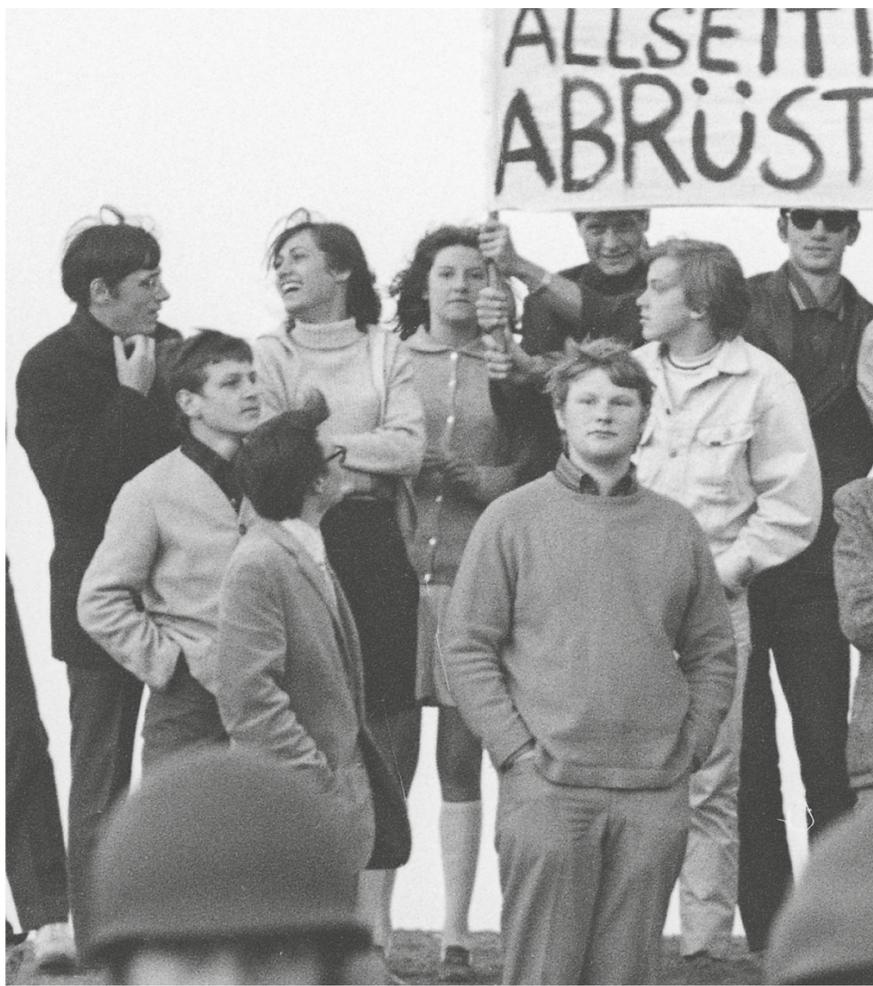


Abb. 4: Protest gegen die unmittelbar vor dem Beginn des 30-jährigen Stadtjubiläums erfolgte Rekrutenvereidigung im VfL-Stadion, 21. Juni 1968; zentral im Bild: Hiltrud Jeworrek; Foto (Ausschnitt): Robert Lebeck (Archiv Robert Lebeck)

Neben der Schülervertretung spielt auch die Schülerzeitung für Obst eine wichtige Rolle als Plattform des Protestes. Das Thema der sexuellen Befreiung sei in dieser Zeit wichtig für die Jugendlichen des linken Spektrums und ihre Proteste gewesen:

„DA GAB ES DANN AUCH MAL EINE SCHÖNE SKANDALTRÄCHTIGE AKTION ... DA MUSSTEN WIR SOZUSAGEN PUBERTÄRENDENDEN JUGENDLICHEN DANN AUCH DIE SEXUELLE REVOLUTION VORANTREIBEN. [...] ... WAR ALSO SO EIN NAME DEN ... WIR HABEN DANN ETWAS VON WILHELM REICH ZITIERT ÜBER SEIN BUCH ÜBER DIE SEXUELLE BEFREIUNG GESCHRIEBEN UND DANN IN DIESE SCHÜLERZEITUNG EINE SEITE TOILETTENPAPIER ZUM WICHSEN EINGELEGT [LACHT] ... JA UND DAS WAR NATÜRLICH ABSOLUT SKANDALTRÄCHTIG, DAS DURFTE GAR NICHT SEIN.“⁵²

In der betreffenden Ausgabe des *florett* beschäftigten sich verschiedene Artikel mit Themen wie Onanie oder der Veränderung des Körpers in der Pubertät.⁵³ Es wurden Themen aufgegriffen, die sonst nur wenig Präsenz bekamen – weder in den Elternhäusern, noch im schulischen Kontext. Das genannte Buch Wilhelm Reichs, *Die sexuelle Revolution*, ist in den Jahren 1967 und 1968 in der linken Protestbewegung beliebt gewesen.⁵⁴ Ähnliche Artikel wie die in der Wolfsburger Schülerzeitung *florett* veröffentlichten seien zuvor auch schon in anderen Schülerzeitungen erschienen, so beispielsweise in der *Bienenkorb-Gazette* des Liebig-Gymnasiums und der Bettinaschule in Frankfurt am Main. Dort herrschte ein ähnlich politisches und pädagogisches Klima wie am Theodor-Heuss-Gymnasium, das Rainer Obst und Eberhardt Brandt besuchten. Alle drei Schulen haben liberale Schulleitungen gehabt, die auch ein liberales pädagogisches System verfolgt haben.⁵⁵ Die Schüler und Schülerinnen aus Frankfurt hatten damals in der Schule eine Umfrage zur sexuellen Aufklärung durchgeführt, die für Wirbel sorgen sollte. Zu einem späte-

ren Zeitpunkt des Jahres 1965 erschien dann eine Ausgabe rund um die sexuelle Selbstbestimmung, Verhütung und Aufklärung, die sich zu einem bundesweiten ‚Sex-Skandal‘ ausweiten sollte.⁵⁶ Auf das große mediale Interesse mit mitunter negativer Presseberichterstattung folgte ein Erlass der sexuellen Aufklärung an Schulen, der diese nach den Forderungen der Schüler reformierte. An eine ähnliche Umfrage erinnert sich auch Eberhardt Brandt am Theodor-Heuss-Gymnasium, die der Schülerzeitung beigelegt wurde:

„DANN GAB ES EBEN DIESE RIESENUMFRAGE VON ‚KONKRET‘ ÜBER DAS SEXUALVERHALTEN JUGENDLICHER. ‚KONKRET‘ HATTE DAS VERÖFFENTLICHT, SIGUSCH UND ANDERE SEXUALFORSCHER – DIE SEXUALFORSCHUNG WAR JA ZWISCHEN DEN JAHREN 33 UND 45 ZERSTÖRT WORDEN – BAUTEN DIESE DANN WIEDER AUF. UND DANN GAB ES EMPIRISCHE BEFRAGUNGEN UND DA KAM DANN HERAUS, DASS DIE JUNGS ALLE ONANIEREN AB [DEM] DREIZEHNTEN LEBENSJAHR.“⁵⁷

Ganz offenbar waren das bundesweit relevante Umfragen – Schülerinnen und Schüler der ganzen Republik beteiligten sich an solchen Aktionen oder nahmen sich daran ein Beispiel. Witich Roßmann berichtet wiederum, dass ein Lehrer eine solche Umfrage verteilte, was von Seiten der Schulleitung sanktioniert worden sei.⁵⁸ Daraus wird ersichtlich, dass diese Protestbewegungen von Schülern und Schülerinnen ausgingen, jedoch bei einigen wenigen Lehrerinnen und Lehrern Unterstützung fanden. Allerdings handelte es sich in diesem Fall um einen jungen Lehrer, der die Bedürfnisse und Beweggründe der Schüler durch sein Alter unter Umständen besser nachvollziehen konnte als seine älteren Kolleginnen und Kollegen. Insofern ist davon auszugehen, dass dieses unterstützende Verhalten einer Lehrperson eher die Ausnahme als die Regel darstellte. Dies ließe sich als ein möglicher Unterschied der Reichweite der Proteste in Groß- und Kleinstädten deuten. In Wolfsburg habe sich dieser auch darin manifestiert, dass

immer wieder Mitschüler nach Braunschweig gefahren seien, da dort die politische Reichweite größer gewesen sei.⁵⁹

„Da will ich auch zugehören“⁶⁰

Die 1952 geborene Hiltrud Jeworrek besuchte gleichfalls wie die anderen jungen Aktivistinnen das Theodor-Heuss-Gymnasium in Wolfsburg und war ein engagiertes Mitglied der *Polit-AG* Wolfgang Rädichs. Elementarer Ausgangspunkt ihrer Politisierung sei ihre Konfrontation mit den Gräueltaten der Nationalsozialisten an den jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern gewesen; diese hätten in ihr ein Gefühl von Unerträglichkeit ausgelöst, „nicht weil man sich selbst dafür verantwortlich fühlte, man fühlte sich verantwortlich, dass so etwas auf deutschem Boden passiert ist und dass man irgendwas machen musste, damit so etwas nie wieder passiert“.⁶¹ Dies prägte ihr politisches Verständnis fundamental: „Das hat später mein Weltbild so bestimmt, dass ich diesen Solidaritätsgedanken [annahme] und dass man gesellschaftlich relevant denken muss.“⁶²

Da Hiltrud Jeworrek als einzige Frau für ein Interview bereitstand, kam die Frage der Geschlechterverhältnisse in von Schülerinnen und Schülern organisierten Veranstaltungen und Netzwerken auf. Der Blick in die Fachliteratur über engagierte Frauen der 68er-Bewegung weist auf einen Zwiespalt der Frauenrolle hin. Einerseits haben diese „bei der Revolte von 1968 kräftig“ mitgemischt, „waren in vorderster Reihe dabei und steuerten viele eigene Aktionen und Ideen bei“.⁶³ Andererseits fällt ihre Gewichtung nicht nur zur Zeit der Proteste, sondern auch in der „retrospektive[n] geschichtspolitische[n] Deutungshoheit über die Ereignisse und Folgen der Proteste“⁶⁴ deutlich schwächer aus als die ihrer männlichen Mitstreiter, was zu einer männlichen Codierung dieser Bewegung geführt habe.⁶⁵ Wie verhielt es sich jedoch im sozialen Umfeld Schule und wie sehr spielte in der Schülerbewegung bereits der Aspekt des Geschlechts eine Rolle?

Die damals 16-jährige Hiltrud Jeworrek sei „politisch schon immer ein bisschen interessiert“ gewesen, „aber nicht übermäßig, da die Frauenrolle damals noch eine andere war“.⁶⁶ Angetrieben von ihrer Diskussionslust und den Hang zu eher „männlichen Aktivitäten“ fand sie sich in der *Polit-AG* wieder – und dies, obwohl ihrer Familie dieses Maß und die Form an politischem Engagement häufig Sorgen bereitete. Ähnliche Motivationen wie auch Sorgen hätten aber vor allem auch die Studentinnen der „68er“ gehabt. Doch diese lehnten sich dennoch gezielt „gegen [die] Diktate von Weiblichkeit [auf], die Frauen unterordnen und aus der Öffentlichkeit und damit aus der Politik fernhalten sollten. Sie rebellierten in einem umfassenden Sinne gegen weibliche Rollenklischees und gegen Autoritäten schlechthin.“⁶⁷ Sie wollten nicht nur „schmückendes Beiwerk“, „Bräute der Revolte“ oder „Freundin von“ sein, sondern eigenständig in ihren Interessen agieren. Eine Problematik, die Hiltrud Jeworrek schon früh beschäftigte, da sie nicht „von den vielen Jungs, die um [sie] herum waren, immer so als Unikum gesehen“ werden wollte.⁶⁸ An viele weitere Frauen bei den Diskussionsrunden und Veranstaltungen kann sie sich wie auch die anderen Interviewten nicht erinnern. Rainer Obst kommt dabei eine einzelne ehemalige Mitschülerin in den Sinn, die „sich in dieser Jungs-Welt behaupten konnte“⁶⁹ – und dies, da sie auf eine ähnliche „männliche“ Weise mit den Jungen

interagiert habe. Generell hätte es in seinem engeren Umfeld eher wenige Mädchen gegeben, unter anderem habe dies an der naturwissenschaftlichen Orientierung des Schulzweiges gelegen. Auch die Partnerinnen der Jungs waren häufig Teil der Bewegung, indem sie sich über das politische Geschehen austauschten und „auch gemeinsam zu solchen Veranstaltungen“ gingen. In Konsequenz fielen sie deshalb jedoch unter die Kategorie „Freundin von“.⁷⁰ Aber „wenn das Mädchen selber da nicht Initiative ergriffen hat, dann wurde es da nicht ermutigt“ eine andere als die passive Rolle einzunehmen. Das damalige Verhältnis zu den Jungs in der *Polit-AG* und umso wichtiger zu sich selbst als junge Frau, sei daher von „Zuhören und Aufnehmen und mit dabei [...] und nicht die Anführerin sein“ geprägt gewesen.⁷¹ Für diese Rolle fand sich jedoch in ihrem späteren Lebenslauf noch Gelegenheit.

Jedoch betont auch Jeworrek, dass keines der Mädchen ausgeschlossen, „an die Wand geredet“⁷² oder gänzlich verstummt worden lassen sei. Um gehört zu werden, musste allerdings „eine bestimmte Rhetorik“ beherrscht werden. „Die Begriffe um Kapitalismus, Internationalismus, die Bedeutung der Arbeiterbewegung und einer weltweiten Revolution“⁷³ bildeten so die Basis für Diskussionsrunden und Lesekreise. Und doch konstatiert sie offenerherzig: „Ich kann mich noch erinnern an etwas spätere Zeiten; ich war in einer Klasse mit Frank Bsirske, der jetzige große *ver.di*-Vorsitzende,⁷⁴ und ich wusste bei einer Diskussion ich hatte Recht, aber sprachlich kam ich gegen den einfach nicht an.“⁷⁵

Dies führe ebenfalls dazu, dass eine Vielzahl an Selbsterzeugnissen – Flugblätter, Artikel und Plakate – aber auch die Kontakte zu und mit anderen Gruppen federführend den männlichen Schülern überlassen worden seien, diese somit eine repräsentative Stellung für die Aktionen der Schüler und Schülerinnen einnehmen konnten: „Die ganze Bewegung hier in Wolfsburg war in erster Linie getragen durch die Jungs oder junge Männer zu dem Zeitpunkt“, die auch die Programmatik und Planung in die Hand nahmen.⁷⁶ Obgleich Eberhard Brandt zu der Zeit selbst einer der jungen männlichen Aktivisten war, stellt er sich die Frage, inwiefern dies zu Teilen auch dem „männliche[n] Dominanzgehabe“ verschuldet war, ob es an ihrem Verhalten gelegen habe – so hätten sie sich durchaus „intellektuell aufgeplustert“ – oder aber ob es an der „Einschränkung im weiblichen Rollenverhalten“ gelegen habe.⁷⁷ Womöglich trafen durchaus beide Faktoren zu.

In der Schule, so Brandt, „bei den Veranstaltungen, waren auch eine ganze Menge Mädchen gewesen“; der Anteil habe sich auch im weiteren Weg von Brandts Studium und bei seiner Arbeit als Lehrkraft nicht verringert. Vielmehr seien es dann dort „überwiegend Frauen [gewesen]. Die Schulen sind ja immer weiblicher geworden.“⁷⁸ Ähnlich nahm auch Roßmann die damalige Stimmung wahr. Viele Frauen seien in der Studentenbewegung für die Zeitschriften und somit auch für das Bild der Bewegung in der Öffentlichkeit verantwortlich gewesen; in Wolfsburg in der Schülerschaft und in der Jugend sei dies jedoch mitunter anders gewesen. Nichtsdestotrotz zeigen die Schülerzeitungen des Theodor-Heuss-Gymnasiums, dass „der Frauenanteil unheimlich groß“ war,⁷⁹ insbesondere unter den leitenden Positionen in der Redaktion.

Jedenfalls wurde auch die leidenschaftliche Teilnahme an Aktionen und

Demonstrationen dem weiblichen Geschlecht nicht vorenthalten. So erinnert sich Roßmann an die Besetzung des 'Philosophenturms' (*Psychologisches Institut*) in Hamburg Anfang des Jahres 1969:

„INNEN STANDEN AUCH SCHON DIE POLIZEI UND DER VERFASSUNGSSCHUTZ UND WIR STANDEN DA SO MIT 20–30 JUNGS UND NEBEN UNS WAREN DREI ODER VIER FRAUEN, DIE UNS WIRKLICH ANBRÜLLTEN UND UNS BACKSTEINE IN DIE HAND GABEN UND SAGTEN: ‚NUN SCHMEISST DOCH ENDLICH, IHR FEIGLINGE.‘“⁸⁰

Obwohl bei einigen Demonstrationen und Protestaktionen auch in Wolfsburg ein angespanntes Klima geherrscht habe, sei Roßmann zufolge an gewaltsame Auseinandersetzungen nicht zu denken, die Atmosphäre anders als beispielsweise in Hamburg gewesen.⁸¹ Obgleich es auch in der Volkswagenstadt das Potenzial dazu gegeben habe: Die sogenannte „rote Ilse“, Ilse Bongartz, die von großer Militanz gewesen sei, habe aber für ihn und die anderen keine Rolle gespielt.⁸² Daher beschwert er sich über deren Bedeutung in der Rezeption der bewegten Jahre:

„UND DANN KOMMT IN DER WOLFSBURG-SAGA EIN ARTIKEL ÜBER DIE LINKE SZENE NUR ÜBER SIE, WEIL SIE DANN PROMINENT URDE. SIE HAT SOZUSAGEN EINE KLEINE RAF GEGRÜNDET – ‚DIE BEWEGUNG DES ZWEITEN JULI‘. SIE HABE DANN ANGENEBLICH DEN BEFEHL GEGEBEN, EINEN VERFASSUNGSSCHUTZAGENTEN ZU ERSCHIESSEN.“⁸³

Das Engagement junger Frauen in schulischen oder privaten Kontexten „war also einerseits [unterbewusst stets] Spiegel der patriarchalischen Gesellschaft“, so die Journalistin Ute Kätzel, jedoch andererseits „egalitärer als das gesamte politische Umfeld“⁸⁴ das sie sich zu dem Zeitpunkt hätten erschließen können. Diese Chance sollte Hiltrud Jeworrek in ihrem weiteren Lebensweg nutzen, in dem ihr politisches Engagement prägend bleiben sollte – von studentischen Vereinigungen über gewerkschaftliche Arbeit bis zu ihrer Parteimitgliedschaft und der Übernahme des Bürgermeisteramtes in Wolfsburg. Als Lehrkraft besuchte sie daher mindestens einmal im Schuljahr mit ihren Klassen die *Gedenkstätte für die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft*, eine Friedhofanlage, die während ihrer Schulzeit in der Stadt noch als „Ausländerfriedhof“ bezeichnet wurde, um den Schülerinnen und Schülern einen wichtigen und vor allem für sie auch prägenden Teil der Stadtgeschichte näherzubringen: „Ich bin dort mit meinen Schulklassen immer einmal hingegangen, damit sie sich das ansehen und die Namen [und] Geburtsdaten [lesen]: Da sind auch Babys mit beerdigt, da sind junge Leute mit beerdigt.“⁸⁵

Einfluss und Orte der Politisierung

Der vierte Zeitzeuge aus der Schülerbewegung, Witich Roßmann, langjähriger 1. Bevollmächtigter der *IG Metall* Köln und jetzt DGB Kreisvorsitzender, kann für die Zeit der Schülerbewegung in Wolfsburg als eine der schillerndsten Figuren charakterisiert werden. Wie auch Eberhard Brandt, Hiltrud Jeworrek und Rainer Obst ist auch Roßmann sein Leben lang politisch aktiv geblieben und tat dies in seinem zweiten Lebensabschnitt auch beruflich. Zur Zeit der Schülerbewegung organisierte und leitete Roßmann verschiedene Aktionsformate der Bewegung in zentraler Funktion. „Um-



Abb. 5: Die *Wolfsburger Nachrichten* berichten über den großen Schülerinnen- und Schülerstreik am dem April 1970; auf der rechts abgedruckten Fotografie mit Notizen und Mikrofon: Witich Roßmann

brüche“ und besondere „Einschnitte“ seien, so Roßmann, schon früh in seiner Kindheit und Jugendzeit prägend für das persönliche Handeln gewesen.⁸⁶ Roßmann stammt wie Brandt⁸⁷ aus einem politischen Elternhaus. So eröffneten sich bereits im frühen Alter erste Kontakte und Assoziationen mit der Politik.

Die verschiedenen politischen Ansichten der Eltern beispielsweise in Erziehungsfragen hätten wiederholt zu „erheblichen familiären Spannungen“ geführt,⁸⁸ so Roßmann, es seien zu Hause verschiedene Aspekte kritisch diskutiert worden. Im späteren Verlauf seiner aktiven politischen Schulzeit habe Roßmann seiner Mutter allerdings nicht viel von seinen Aktivitäten erzählt, wengleich er sich sicher war, dass sie ihm diese nicht verboten hätte. Auch Brandt betont, dass seine Mutter ihn stets in seinem politischen Handeln unterstützt habe, selbst wenn es zu Auseinandersetzungen in der Schule gekommen sei. Durch seine Mutter habe er auch eine bestimmte Sensibilität bezüglich der (deutschen) Geschichte aufbauen können.⁸⁹

Brandt betont besonders die Bedeutung von „liberale[n] bis eher linksgerichtet[n], tolerante[n] Elternhäuser[n]“⁹⁰ Obst hingegen spricht von „heftigen Diskussionen [...] der Verwandtschaft“, sodass hier eine neue Perspektive aufgezeigt wird, die ebenfalls die Ablehnung des politischen Engagements verdeutlicht; auch Roßmann thematisiert dies wie folgt: „Nach dem Motto: ‚Naja, also Politik bringt immer nur Probleme mit sich.‘“⁹¹ Obgleich – oder gerade weil – Jeworrek aus einem eher unpolitischen Elternhaus stammt, äußert auch sie sich in dieser Richtung: Es sei zuhause viel diskutiert worden. Politisches Interesse übertrug sich demnach keineswegs allein über die Generationen⁹² oder über die politische (Ent-)haltung im Elternhaus.

Einmal mehr zeigt sich auch bei Roßmann, dass die Auseinandersetzung mit dem Zweiten Weltkrieg kein „indirekter Auslöser“⁹³ für die Politisierung und das politische Engagement gewesen ist. Vielmehr habe er seine ersten prägenden Erfahrungen mit politischen und gesellschaftlichen Auseinandersetzungen während seines Aufenthalts in den USA 1966/67 gemacht, die er rückblickend als entscheidende Wegmarke darstellt. Während seines USA-Aufenthalts, der ihm durch die *Volkswagenwerk AG* ermöglicht worden sei, erlebte er verschiedene politische Auseinandersetzungen, die ihn sehr geprägt haben.⁹⁴ Rainer Obst dagegen betont, erst durch das Engagement in der Redaktion der Schülerzeitung des THG politisiert worden zu sein: „So bin ich dann überhaupt dazu gekommen, mich politisch da zu engagieren.“⁹⁵ Als entsprechend wichtig umschreibt er denn auch die Schule und andere Akteure hinsichtlich seiner politischen Beeinflussung.⁹⁶

Das neu geweckte Interesse an der Politik und das Diskutieren wichtiger Aspekte fand nun auch einen Platz in der Schulagenda: in der *Polit-AG*. Es fällt auf, dass die Politik viele unterschiedliche Akteure innerhalb des Klassenzimmers vereinte und für gemeinsamen Gesprächsstoff und Anschluss sorgte.⁹⁷ Obwohl Jeworrek zu Hause keinen politischen Anschluss finden konnte, wurde sie durch die Schule und später durch die Universitäten in ihrem politischen Denken gefördert, „dann war der Bann gebrochen und ich wusste, ich kann das.“⁹⁸ Roßmann spricht mit Bedacht über seine Aktivitäten am THG. Dabei ist augenscheinlich, wie sehr diese Zeit wie auch die Teilnahme an den AGs einen besonderen Erinnerungspunkt für ihn darstellen. Über die Lehrer, die diese AGs anboten, *Fortsetzung auf Seite 6*

Fortsetzung von Seite 5 äußert sich Roßmann mit großem Respekt. Auch wenn ihm zufolge das Lehrpersonal am THG bunt gemischt war, nicht alle zu begeistern gewusst hätten, so sei ihm dies grundsätzlich in „positiver Erinnerung“ geblieben. Wolfgang Rädisch habe beispielsweise mit der *Politik-AG* einen Ort geschaffen, in dem Schülerinnen und Schülern ein bis dato ungekannter politischer wie diskursiver Freiraum geboten wurde. In der AG erlernten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer – ganz systematisch wie praktisch – Arbeitsweisen, führten Diskussionen und erarbeiteten Referate zu verschiedenen Themen. Um eine Multiperspektivität zu ermöglichen, wurden zum Abschluss einzelner Themenfelder wiederholt Politiker zur Teilnahme eingeladen, mit denen dann gemeinsam diskutiert worden sei. Obwohl Roßmann die Vielfalt an Argumenten und Meinungen sehr geschätzt habe, thematisiert er zugleich, wie auch die zuvor vorgestellten und die durch Apel befragten Aktivistinnen, die eigene „Selbstüberschätzung“. ⁹⁹ Damals sei der harte „Aktivistenkern“ regelmäßig anwesend und engagiert gewesen, wie Roßmann die besonders aktiven Jugendlichen nennt. Brandt zufolge sei von diesen dann auch die Gründung des *Unabhängigen Schülerbundes* in Wolfsburg erfolgt. ¹⁰⁰

Es sei den Aktivistinnen und Aktivistinnen stets darum gegangen, es nicht bei einem Protest oder bei der Formulierung von Forderungen zu belassen, sondern eben auch selbst aktiv zu werden, sowohl in der Schule, als auch in der Stadt Wolfsburg, so Roßmann, um eine (positive) Alternative der linken Bewegung zu zeigen. ¹⁰¹ Um ein Zeichen zu setzen, hätten sie dann den damals noch sogenannten „Ausländerfriedhof“ gepflegt, was auch Brandt stark in Erinnerung geblieben ist. ¹⁰² Dabei sei Gisela Abel von großer Bedeutung gewesen; sie habe vieles organisiert. Hier verweist er auf die Fotografien, die der Pressefotograf Robert Lebeck damals geschossen hat. ¹⁰³ Abel habe, laut Roßmann, einen prägenden Eindruck auf die Generation gehabt, da sie als Vorbild fungiert und zu den Schülerinnen und Schülern eine Beziehung auf Augenhöhe gepflegt habe. Die von ihr in enger Zusammenarbeit mit der *Industriediakonie Arche* berührten Themenfelder reichten von einer Kampagne gegen Abrüstung und für Demokratie bis zur Aufarbeitung der NS-Geschichte und dem Opfergedenken. ¹⁰⁴

Das aktive (politische) Engagement, das während seiner Zeit am THG und später auch im Studium eine „kontinuierliche Linie“ gewesen sei, ¹⁰⁵ habe auch Brandts späteres (Berufs-)Leben stark geprägt: „[F]ür mich war das ein integraler Bestandteil ohne große Brüche.“ Diese Einschätzung findet sich auch bei den anderen interviewten Akteuren. Rainer Obst, Eberhard Brandt und Hiltrud Jeworrek beschlossen aus diesem Grund, trotz des Risikos eines möglichen Berufsverbots und einer daraus resultierenden ungewissen Zukunft, Lehrer zu werden. Wie auch schon zur Schulzeit der Akteure gab es viele Lehrer und Dozenten aus dem rechten Spektrum, denen sie auch während ihres Studiums wieder begegnet seien. Doch auch wenn es diese „rechte[n] Lehrer“ ¹⁰⁶ und Denker gegeben habe, so habe dies Obst nicht von seinem Studium abgehalten und dann auch nicht davon, sich „im weiteren Verlauf weiter politisch zu engagieren“. Jeworrek beteiligte sich während ihrer Zeit als Lehrerin in der Gewerkschaft und gestaltete zwölf Jahre lang die Bildungspolitik der Stadt Wolfsburg mit, indem sie auch in der SPD Karriere machte, was ihr politisches Interesse

auch nach ihrer Lehrtätigkeit noch einmal besonders verdeutlicht.

Wie schon der Historiker Gass-Bolm festgestellt hat, gab die 68er-Bewegung im Leben vieler Menschen einen entscheidenden Anstoß für ein neues politisches Leben. ¹⁰⁷ Dies trifft auch auf die hier vorgestellten Akteure und Akteuerinnen zu, für die ihre aktive Zeit in der Bewegung einen Atmosphärenwechsel und (politischen) Umbruch im Leben markierte, in dem Eigeninitiative, Engagement und das Ansprechen politischer Probleme zu einem wesentlichen Teil ihres Lebens wurde – und noch immer ist.

Ilayda Kaynarcalidan, Jana Lücke, Larissa Ornat und Lena Windhövel studieren Geschichte und Germanistik an der TU Braunschweig.

1 Torsten Gass-Bolm, „Revolution im Klassenzimmer? Die Schülerbewegung 1967–1970 und der Wandel der deutschen Schule“, in: Christina von Hodenberg/Detlef Siegfried (Hg.), *Wo „1968“ liegt. Reform und Revolte in der Geschichte der Bundesrepublik*. Göttingen 2006, S. 113–138, hier S. 114.

2 Zur Geschichte der beiden letzteren Institutionen siehe Alexander Buerstedde, *Aufbruch aus der Retorte? Der bundesrepublikanische Jugendparlamentarismus der ‚langen‘ 1960er Jahre zwischen Reform und Revolte*. Göttingen 2019.

3 StadtA WOB, S 108 (Wolfsburg auf dem Weg zur Demokratie), Zeitzeugeninterview mit Hiltrud Jeworrek vom 20. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 5. Die Aussagen der Interviewten sind der besseren Lesbarkeit wegen stilistisch minimal sprachlich bearbeitet worden.

4 Knut Andersen/Linde Apel/Kirsten Heinsohn, „Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute“, in: dies. (Hg.), *Es gilt das gesprochene Wort. Oral History und Zeitgeschichte heute*. Göttingen 2015, S. 7–23 hier S. 19.

5 Linde Apel, „Gefühle in Bewegung. Autobiographisches Sprechen über die Jugend“, in: Andresen/Apel/Heinsohn, *Es gilt das gesprochene Wort* (wie Anm. 4), S. 59–77, hier S. 72–76.

6 Thomas Küster, „Das Erlernen des Dialogs. Veränderungen des gesellschaftlichen Klimas nach 1968 am Beispiel eines Gütersloher Gymnasiums“, in: Matthias Frese/Julia Paulus/Karl Teppe (Hg.), *Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik*. Paderborn/München/Wien/Zürich 2003, S. 683–705, hier S. 684.

7 Ebd., S. 686.

8 Georg Würtz und Robert Lebeck (Fotos), „Wehe, wenn der Käfer stirbt. Seit dreißig Jahren lebt Wolfsburg vom VW“, in: Stern, Nr. 27, vom 7. Juli 1968, S. 16–21, hier S. 17. Die Reportage ist abgedruckt in Ralf Beil/Alexander Kraus (Hg.), *Robert Lebeck*. 1968. Göttingen 2018, S. 158–163.

9 Detlef Siegfried, 1968. *Protest, Revolte, Gegenkultur*. Stuttgart 2018, S. 15.

10 Ebd., S. 13.

11 Apel, *Gefühle in Bewegung* (wie Anm. 5), S. 73.

12 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Eberhard Brandt vom 21. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 1.

13 Ebd.

14 Hier und im Folgenden ebd., S. 2.

15 Ebd.

16 Ebd., S. 1.

17 Ebd., S. 7.

18 Ebd., S. 3.

19 Ebd., S. 8.

20 Siehe dazu Gass-Bolm, *Revolution im Klassenzimmer?* (Wie Anm. 1), S. 116f.

21 Ebd., S. 125.

22 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Eberhard Brandt vom 21. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 25.

23 Siehe dazu auch Apel, *Gefühle in Bewegung* (wie Anm. 5), S. 68.

24 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Eberhard Brandt vom 21. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 5.

25 Apel, *Gefühle in Bewegung* (wie Anm. 5), S. 69.

26 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Eberhard Brandt vom 21. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 17.

27 Ebd.

28 Apel, *Gefühle in Bewegung* (wie Anm. 5), S. 74.

29 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Eberhard Brandt vom 21. Februar 2019

durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 4.

30 Ebd., S. 6f.

31 Ebd., S. 5.

32 Ebd., S. 14.

33 Apel, *Gefühle in Bewegung* (wie Anm. 5), S. 66.

34 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Eberhard Brandt vom 21. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 26.

35 Ebd., S. 2.

36 Ebd., S. 28.

37 Ebd., S. 18.

38 Apel, *Gefühle in Bewegung* (wie Anm. 5), S. 60.

39 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterviews mit Rainer Obst vom 15. März 2019 durch Jana Lücke und Larissa Ornat, S. 1.

40 Apel, *Gefühle in Bewegung* (wie Anm. 5), S. 65.

41 Peter Hanack, „Schülerproteste. ‚Sie staunen, dass Jugendliche so viel Power haben‘“, in: *Frankfurter Rundschau* vom 23. Mai 2018, online abrufbar unter <https://www.fr.de/politik/sie-staunen-dass-jugendliche-viel-power-haben-10989196.html> [3.3.2020].

42 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Rainer Obst vom 15. März 2019 durch Jana Lücke und Larissa Ornat, S. 13.

43 Apel, *Gefühle in Bewegung* (wie Anm. 5), S. 64.

44 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Rainer Obst vom 15. März 2019 durch Jana Lücke und Larissa Ornat, S. 1.

45 Siehe dazu „Ausstellung zu den Schülerprotesten 1968–1972“, online abrufbar unter <https://www.schulmuseum.uni-erlangen.de/aktuelle-ausstellungen/klassen-kaempfe-schuelerproteste-1968-1972-eroeffnung-wanderausstellung/> [3.3.2020].

46 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterviews mit Eberhard Brandt vom 21. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 5.

47 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Hiltrud Jeworrek vom 20. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 1; siehe dazu auch StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Witich Roßmann vom 1. Juni 2019 durch Ilayda Kaynarcalidan und Jana Lücke, S. 16; StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Eberhard Brandt vom 21. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 12.

48 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Rainer Obst vom 15. März 2019 durch Jana Lücke und Larissa Ornat, S. 4.

49 Ebd., S. 13

50 Video zur Ausstellung „Klassen-Kämpfe. Schülerproteste in Westdeutschland 1968–1972“, online abrufbar unter <https://www.video.uni-erlangen.de/clip/id/9462.html> [3.3.2020].

51 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Eberhard Brandt vom 21. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 5.

52 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Rainer Obst vom 15. März 2019 durch Jana Lücke und Larissa Ornat, S. 13.

53 „sexuelle erregung“, in: Florett, Nr. 25 (ohne Datierung), S. 19–33. (StadtA WOB, ES 7, I 1).

54 Kristina Schulz, „1968: Lesarten der ‚sexuellen Revolution‘“, in: Frese/Paulus/Teppe, *Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch* (wie Anm. 6), S. 121–146, hier S. 123. Siehe zu Wilhelm Reich ebd., S. 122–125.

55 Ulrike Heider, *Schülerproteste in der Bundesrepublik Deutschland*. Frankfurt am Main 1984, S. 88.

56 Hier und im Folgenden ebd., S. 90.

57 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Eberhard Brandt vom 21. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 5.

58 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterviews mit Witich Roßmann vom 1. Juni 2019 durch Ilayda Kaynarcalidan und Jana Lücke, S. 16.

59 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Rainer Obst vom 15. März 2019 durch Jana Lücke und Larissa Ornat, S. 2.

60 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Hiltrud Jeworrek vom 20. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 9.

61 Ebd., S. 12.

62 Ebd., S. 3.

63 Ute Kätzel, *Die 68erinnen. Porträt einer rebellischen Frauengeneration*. Berlin 2002, S. 1.

64 Stefanie Pilzweiger, *Männlichkeit zwischen Gefühl und Revolution. Eine Emotionsgeschichte der Bundesdeutschen 68er-Bewegung*. Bielefeld 2015, S. 65.

65 Ebd., S. 64.

66 Hier und im Folgenden StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Hiltrud Jeworrek vom 20. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 1.

67 Kätzel, *Die 68erinnen* (wie Anm. 63), S. 9.

68 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Hiltrud Jeworrek vom 20. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 1.

69 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninter-

view mit Rainer Obst vom 15. März 2019 durch Jana Lücke und Larissa Ornat, S. 14.

70 Hier und im Folgenden ebd., S. 15.

71 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Hiltrud Jeworrek vom 20. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 3.

72 Ebd., S. 3.

73 Kätzel, *Die 68erinnen* (wie Anm. 63), S. 16.

74 Frank Bsirske hat im September 2019 sein Amt nach 18 Jahren niedergelegt.

75 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Hiltrud Jeworrek vom 20. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 1.

76 Ebd., S. 2.

77 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Eberhard Brandt vom 21. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 26.

78 Ebd., S. 26, 28.

79 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Witich Roßmann vom 1. Juni 2019 durch Ilayda Kaynarcalidan und Jana Lücke, S. 11.

80 Ebd., S. 11.

81 Ebd., S. 11.

82 Ebd., S. 15.

83 Ebd., S. 15. Witich Roßmann betont, dass in der *Wolfsburg-Saga* die vielfältige Protestkultur der Schüler und Studenten unzureichend vorkäme. Durch den einzigen Artikel zur „roten Ilse“ werde diese Schilderung den realen Verhältnissen nicht gerecht. Siehe dazu Birgit Schneider-Bönninger/Simone Neteler, „Die ‚rote Ilse‘ und ihr Traum von der Revolution. Im Porträt: Ilse Schwipper (1937–2007)“, in: Christoph Stölzl (Hg.), *Die Wolfsburg-Saga*. 3. überarb. Neuaufl. Stuttgart 2009 [2008], S. 218–221.

84 Kätzel, *Die 68erinnen* (wie Anm. 63), S. 15.

85 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Hiltrud Jeworrek vom 20. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 14.

86 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Witich Roßmann vom 1. Juni 2019 durch Ilayda Kaynarcalidan und Jana Lücke, S. 1.

87 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Eberhard Brandt vom 21. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 1:

„[Weil] man aus'm politischen Elternhaus kommt haben wir die Zeitströmungen aufgenommen, die in der Bundesrepublik generell gewirkt haben.“

88 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Witich Roßmann vom 1. Juni 2019 durch Ilayda Kaynarcalidan und Jana Lücke, S. 5.

89 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Eberhard Brandt vom 21. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 1.

90 Ebd., S. 24.

91 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Witich Roßmann vom 1. Juni 2019 durch Ilayda Kaynarcalidan und Jana Lücke, S. 24.

92 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Hiltrud Jeworrek vom 20. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 5.

93 Apel, *Gefühle in Bewegung* (wie Anm. 5), S. 72f.

94 Bei den anderen Akteuren konnte kein konkretes Schlüsselereignis festgestellt werden, das das Interesse geweckt haben könnte.

95 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Rainer Obst vom 15. März 2019 durch Jana Lücke und Larissa Ornat, S. 1.

96 Ebd., S. 7.

97 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Witich Roßmann vom 1. Juni 2019 durch Ilayda Kaynarcalidan und Jana Lücke, S. 4.

98 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Hiltrud Jeworrek vom 20. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 5.

99 Apel, *Gefühle in Bewegung* (wie Anm. 5), S. 66.

100 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Eberhard Brandt vom 21. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 6.

101 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Witich Roßmann vom 1. Juni 2019 durch Ilayda Kaynarcalidan und Jana Lücke, S. 14.

102 Alexander Kraus, „Jugendprotest in der Wirtschaftswunderstadt. Eine visuelle Spurensuche“, in: Beil/ders., *Robert Lebeck* (wie Anm. 8), S. 165–170, hier S. 165.

103 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Eberhard Brandt vom 21. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 6.

104 StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Witich Roßmann vom 1. Juni 2019 durch Ilayda Kaynarcalidan und Jana Lücke, S. 12.

105 Hier und im Folgenden StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Eberhard Brandt vom 21. Februar 2019 durch Larissa Ornat und Lena Windhövel, S. 28.

106 Hier und im Folgenden StadtA WOB, S 108, Zeitzeugeninterview mit Rainer Obst vom 15. März 2019 durch Jana Lücke und Larissa Ornat, S. 6.

107 Gass-Bolm, *Revolution im Klassenzimmer?* (Wie Anm. 1), S. 131.

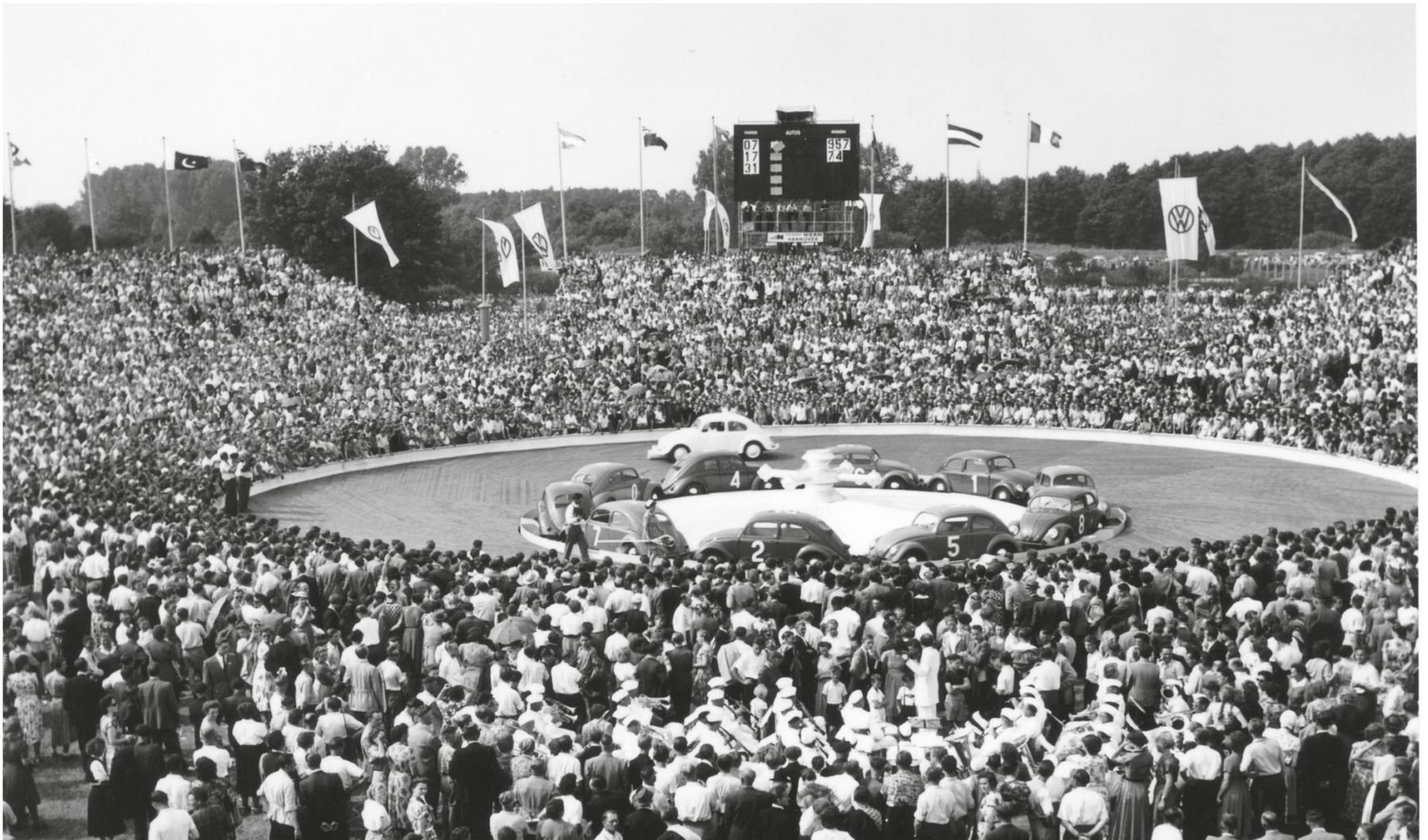


Abb. 1: Das Wolfsburger Roulette kreiselt

Was sich am 3. Juli 1953, demnach etwas mehr als acht Jahre nach Kriegsende, unter wolkenlosem Himmel auf dem Werksgelände abspielte, sucht deutschlandweit wohl seinesgleichen: Mit großem Pomp hatten die Werbestrategen der *Volkswagenwerk GmbH* – seit Juli 1948 beschäftigte das Unternehmen eine eigene Werbe-, seit Anfang des Jahres 1953 eine dazugehörige Foto-Abteilung¹ – das Produktionsjubiläum des 500.000. Volkswagens als großes Volksfest und Glücksspiel in einem zu feiern gewusst. Mittelpunkt der Inszenierung war ein überdimensionales Roulette-Spiel (Abb. 1), in dessen Zentrum als Rouletterad zehn *VW Käfer* kreiselten, ein jeder mit einer Ziffer von 0 bis 9 versehen. Um die *Roulette* drehte in entgegengesetzter Richtung ein weiterer *VW Käfer* seine Runden – ausstaffiert mit einer „Kanonentyp VW“ (Abb. 2), wie es in der 180. Folge der *Neuen Deutschen Wochenschau* vom 7. Juli 1953 hieß.² Nach jedem Schuss begab sich die „Kugel“ unter den hoffnungs- und erwartungsfrohen Blicken Zehntausender auf ihren zufälligen Lauf, rollte über die hölzernen Planken, tippte unvorhersehbar an die Kammern des Roulettekessels, nur um dann doch noch einen Moment weiter zu kullern, ehe sie in eines der Zahlenfächer fiel. Allein das „Faites vos jeux!“ im Vorfeld war ein anderes als bei der klassischen französischen Spielvorlage, wurden doch nicht etwa Einsätze auf dem *Tableau* platziert, sondern die Hoffnung auf das Glück in Form von Losen zu zehn Pfennig das Stück erworben.

Die Preise waren lukrativ. Zur Verlosung waren neben dem am Vortag vom Band gerollten Jubiläumsauto noch vier weitere Exportwagen ausgeschrieben, dazu vierzig Motorräder und 600 Fahrräder. Die Schlangen am Losstand waren sicherlich lang, die Erwartungen hoch. Gut investiert hatte seine zehn Pfennig zweifelsohne der gelernte Werkzeugmacher Erich Adomat, seinerzeit Facharbeiter in der Felgenfertigung, der bereits im Mai 1942 aus Leipzig in die „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ dienstver-

Wolfsburger Roulette

Fotografische Erinnerungen an die Jubiläumsfeier zum 500.000. Volkswagen

VON ALEXANDER KRAUS

pflichtet worden war.³ Sein Los mit der Nummer *Rot 3132* (Abb. 6) machte ihn tatsächlich zum stolzen Besitzer eines grünen *VW Käfers*, einem Exportmodell mit Chromstoßstange, mitsamt der neuentwickelten ovalen Heckscheibe. Kaum war seine Losnummer an der Anzeigentafel angebracht (Abb. 4) und womöglich auch ausgerufen, hatten die Werksfotografen auch schon eingefangen, wie er, während das Spektakel im Bildhintergrund längst seine Fortsetzung erfuhr, freudestrahlend den Treppenaufgang hinaufschritt (Abb. 3). Der damalige Generaldirektor des Volkswagenwerks Heinrich Nordhoff ließ es sich nicht nehmen, den stolzen Gewinnern der Hauptpreise (Abb. 7) persönlich zu gratulieren (Abb. 5); und so überbrückte „König Nordhoff“, wie er in einem *Spiegel*-Artikel nur zwei Jahre später titulierte werden sollte,⁴ jener „große Vater und Mäzen“ im „Reiche Wolfsburg“, einmal mehr das Disparitätsverhältnis zum ‚einfachen Volk‘ im Werk.⁵

Der Gewinn des *VW Käfers* brachte Erich Adomat neben dem eben vom Band gelaufenen Automobil nicht nur einen kurzen persönlichen Moment mit dem Generaldirektor, sondern auch reichlich Schwung in das Leben seiner Familie, erzählt seine Tochter Beate Schneider, die uns die Fotografien dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hat.⁶ Denn mit einem Mal war Adomat ein ‚bunter Hund‘ in der Stadt, der immer wieder auf seinen Glücksgriff angesprochen wurde – in der direkten Nachbarschaft hätten zu jener Zeit, so Schneider, allein zwei weitere Männer, beide in deutlich höheren Positionen, ein eigenes Auto besessen. Dieser Glücksgriff ermöglichte der jungen vierköpfigen Familie zudem mit einem Mal Ausflüge in die nähere Umgebung, Ver-

wandtenbesuche, und selbst Urlaubsreisen nach Italien konnten unternommen werden. Für jene neue Mobilität mussten zwar zahlreiche andere Anschaffungen zunächst zurückstehen, doch die Freude über die unverhoffte Möglichkeit zum Reisen überzog, schließlich sei an den Besitz eines Privat-Pkw in jenen Jahren, in denen das Geld meist knapp war und sparsam gewirtschaftet werden musste, gar nicht zu denken gewesen. Nicht einmal einen Führerschein habe ihr Vater zum Zeitpunkt des Gewinns gehabt, erinnert sich Schneider. Doch war ihm das Glück ein weiteres Mal hold, schildert die Tochter: Der Fahrlehrer Otto von der gleichnamigen Fahrschule spendierte ihm eben diesen zum Gewinn.

Solcherart Geschichten lassen die überlieferten Fotografien vom Tag der Jubiläumsfeier allenfalls erahnen. Die Bilder jener Zeit dokumentieren allerdings, dass sich die visuelle Inszenierungsstrategie der *Volkswagenwerk GmbH*, wie der Fotograf und Kunsthistoriker Rolf Sachsse herausgearbeitet hat, an diesem Ereignis fortsetzte. Schon die offizielle Fotografie anlässlich des Jubiläums zum 10.000. Volkswagen im Oktober 1946 zeigte den Jubiläumswagen umgeben von einer Vielzahl an Werksarbeitern, darüber den Schriftzug „Seit der Wiedereröffnung des Werkes der 10.000. Volkswagen Oktober 1946“. Diese Darstellung sollte in den folgenden Feierlichkeiten eine sich immer weiter steigernde Fortsetzung erfahren – „[a]llein die Menschenmenge wächst, die Festredner bedienen sich des Mikrofons, der Schmuck und die Nummernschilder werden größer und aufwändiger.“⁷ Im Jahr 1953, so ließe sich ergänzen, kreiselte zudem die *Roulette*. Zu diesem Zeitpunkt nahm das Werk – man exportierte bereits in 86 Länder,

die jährliche *Käfer*-Produktion war in diesem Jahr auf über 150.000 Stück angewachsen – einen anderen Stellenwert ein. Dass das Produktionsjubiläum in der *Neuen Deutschen Wochenschau* aufgegriffen wurde, deren seit 1950 einmal wöchentlich erscheinende Ausgaben in den bundesdeutschen Kinos gezeigt wurden, unterstreicht die Bedeutung des Unternehmens für die Wirtschaft der Bundesrepublik, belegt aber auch den Erfolg der Werbestrategie. Dass darüber hinaus noch eine andere – identitätsstiftende – Ebene berührt wurde, deutet der Kommentar Hermann Rockmanns im Bericht mehr als nur an: „Und das Roulette kreist so wie die stolzen Gedanken um das große Volkswagenwerk.“⁸

1 Dirk Schlinkert, „Zwischen Dokumentation, Kommunikation und Repräsentation. Fotografien aus der Fotozentrale des Volkswagenwerks“, in: Manfred Grieger/ders. (unter Mitwirkung von Sonja Meldau), *Werkschau 1. Fotografien aus dem Volkswagenwerk 1948–1974*. Wolfsburg 2004, S. 5–12, hier S. 8f.

2 Das Bundesarchiv, *Neue Deutsche Wochenschau 180/1953* vom 7. Juli 1953, 0:02:04.17, online abrufbar unter https://www.filmothek.bundesarchiv.de/video/586076?set_lang=de [4.5.2020].

3 „Mit geschlossenen Augen den VW gewonnen. 60 000 freuen sich mit 645 – Zwei Wolfsburger sprechen für die Gewinner“, in: *Wolfsburger Nachrichten* vom 6. Juli 1953, S. 10.

4 „Industrie/Volkswagenwerk. In König Nordhoffs Reich“, in: *Der Spiegel*, Nr. 33, vom 10. August 1955, S. 16–26, hier S. 17.

5 Mit dem Meister Roman Klemm gewann ein zweiter Wolfsburger einen Käfer – im Übrigen auch er noch ohne Führerschein. Siehe: *Mit geschlossenen Augen den VW gewonnen* (wie Anm. 3).

6 Hier und im Folgenden: Interviews mit Beate Schneider am 12. August 2009 und am 18. August 2009, geführt von Dirk Schlinkert für die Volkswagen AG. Auch die Transkription der Interviews stellte Beate Schneider dem IZS für die Erarbeitung des Artikels zur Verfügung.

7 Rolf Sachsse, „Der 3000. Volkswagen für Luxemburg. Zur visuellen Inszenierung von Produktionsjubiläen in der bundesdeutschen Nachkriegsindustrie“, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Jg. 6 (2009), H. 2, S. 290–301, hier S. 293.

8 Das Bundesarchiv, *Neue Deutsche Wochenschau 180/1953* vom 7. Juli 1953, 0:02:23.05, online abrufbar unter https://www.filmothek.bundesarchiv.de/video/586076?set_lang=de [4.5.2020].



Abb. 2: Rien ne va plus: Die Kugel rollt



Abb. 3: Der glückliche Gewinner Erich Adomat

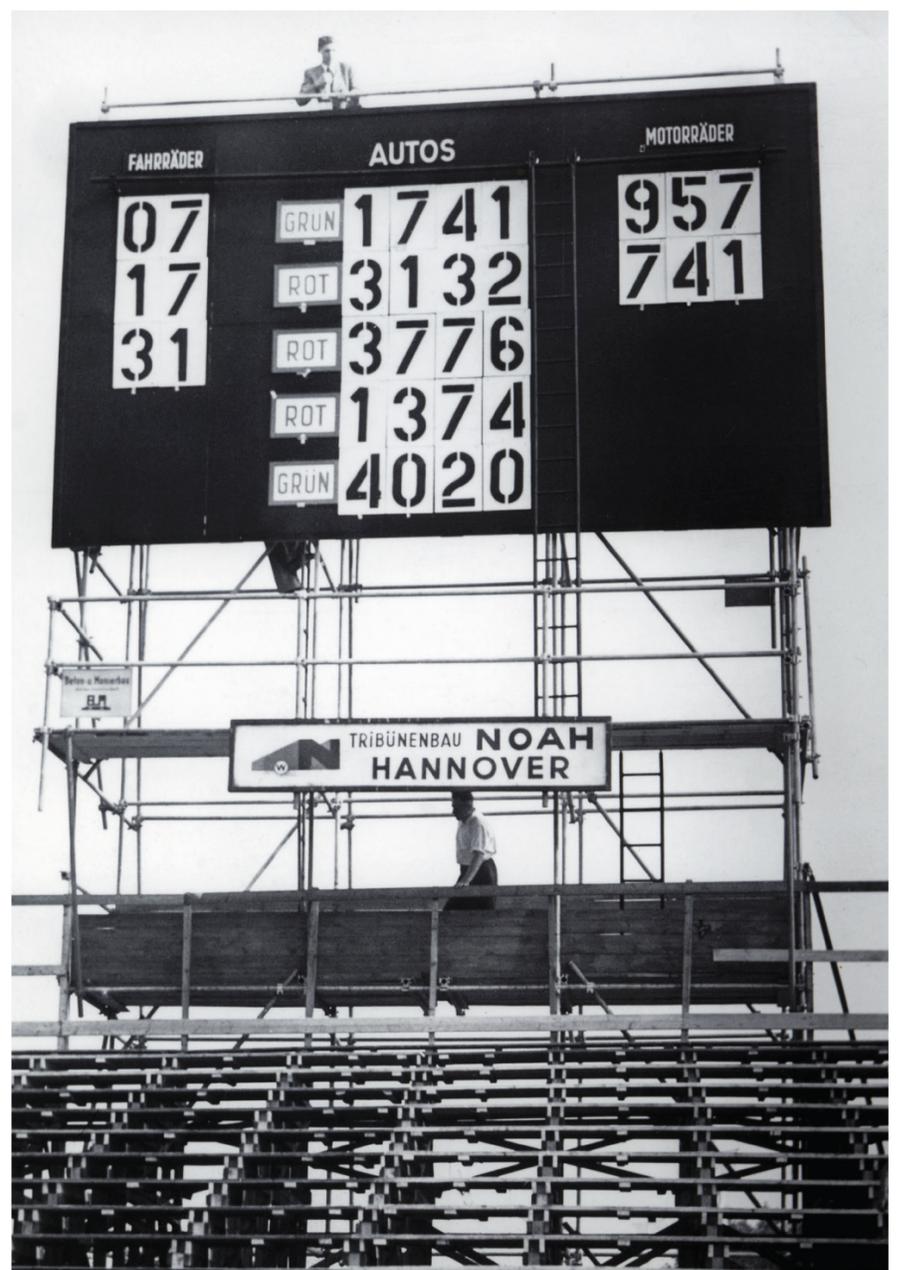


Abb. 4: Die Zahlen zum Glück

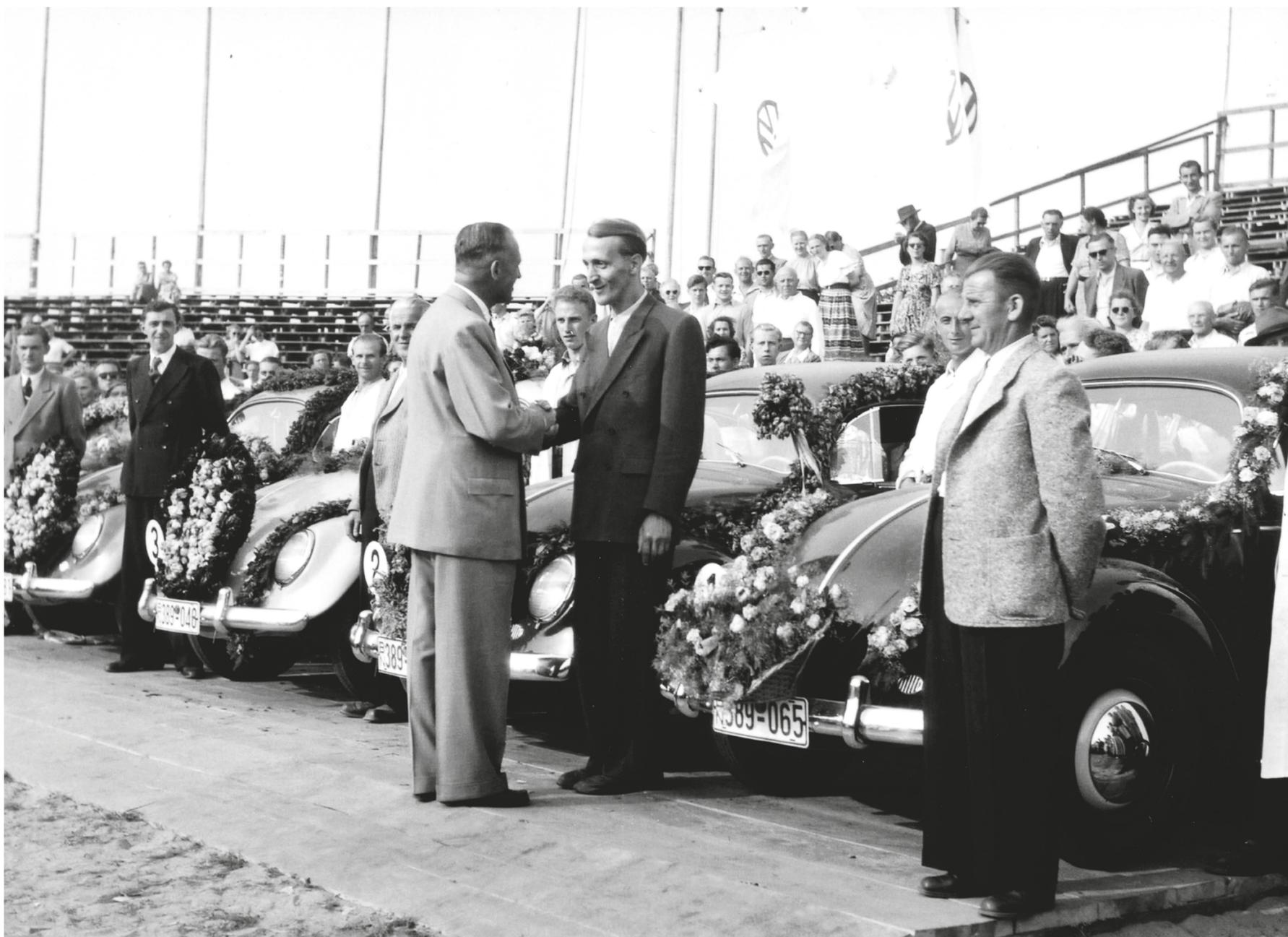


Abb. 5: Gratulation durch Heinrich Nordhoff



LOS NR ROT 3132

1/2 MILLION VOLKSWAGEN 1/2 MILLION VOLKSWAGEN

1/2 MILLION VOLKSWAGEN 1/2 MILLION VOLKSWAGEN

Mit dem heutigen 4. Juli 1953 wurden seit Produktionsbeginn 1945
insgesamt **1/2 Million Volkswagen** fertiggestellt.

Aus diesem Anlaß werden um 14 Uhr im Werkstadion in Wolfsburg

5 VOLKSWAGEN

außerdem die von der VW-Händlerschaft gestifteten

40 MOTORRÄDER

600 FAHRRÄDER

durch ein Volkswagen-Roulett unter den Werksangehörigen ausgelost.

VOLKSWAGENWERK GMBH

Der auf dieses nicht übertragbare Los gegebenenfalls entfallende Gewinn wird nur gegen Rückgabe des Gewinnloses dem berechtigten Inhaber ausgehändigt. Für verlorene eingegangene Lose wird kein Ersatz geleistet.

LOSPREIS 0,10 DM

Abb. 6: Das Gewinnerlos



Abb. 7: Einmal lächeln, bitte.



Abb. 8: Aus dem Fotoalbum von Erich Adomat

Totenlisten geben – wenn auch nur begrenzt – Auskunft über das Schicksal derer, die keine Stimme mehr haben. Nüchtern dokumentieren sie personenbezogene Angaben von Verstorbenen und eröffnen so der Nachwelt auch einen ersten Zugang zu ihrem Leben. Gleiches gilt für eine undatierte Aufzählung der Toten in der „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ während des Zweiten Weltkrieges. Schon eine erste systematische Auswertung der Liste offenbart, dass viele den Folgen der geleisteten Zwangsarbeit oder an erfahrener Gewalt verstorben sind. Die russische Zwangsarbeiterin Tamara Duplina etwa starb an Unterernährung, der russische Zwangsarbeiter Anatoly Kostjenok wiederum erlag an den Folgen einer Schussverletzung. Zahlreiche andere, nicht selten russische Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, fielen im Winter 1944/45 tödlichen Lungenkrankheiten zum Opfer.

An Position 79 jener Liste wird die russische Ärztin Lydia Stowbun geführt: am 26. Februar 1925 in Charkiw in der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik geboren, am 15. Januar 1945 in der „Stadt des KdF-Wagens“ an Lungentuberkulose verstorben.¹ Im Abgleich mit ihrer im Stadtarchiv überlieferten Sterbeurkunde galten ihre Lebens- und Sterbedaten wie auch die Ursache ihres Ablebens bisher offiziell als gesichert, wenn auch Uneinigkeit hinsichtlich ihres Geburtsjahres bestand.² Ist dieses auf der genannten Totenliste noch mit 1925 angegeben, nennt ein früheres Dokument das Jahr 1920, doch dazu später mehr.

Lydia Stowbun nimmt innerhalb der Wolfsburger Erinnerungskultur eine zentrale Position ein.³ Neben Sara Frenkel, die unter anderem in der sogenannten „Ausländerkinderpflegestätte“ des Volkswagenwerkes als Krankenschwester Zwangsarbeit leisten musste und nach der 2010 in der Wolfsburger Innenstadt ein Platz benannt wurde, und Sofia Gladica, eines von weit über dreihundert Säuglingen und Kleinkindern, die in eben dieser vermeintlichen Pflegestätte verstorben sind, und nach der 2012 im Stadtteil Tiergartenbreite eine Weg benannt wurde, wird auch Stowbun im Stadtbild namentlich geehrt. Aus einem Zeitzeugenbericht Frenkels wird ersichtlich, dass die zwei Frauen sich sogar aus ihrer gemeinsamen Leidenszeit in der „Stadt des KdF-Wagens“ kannten.⁴ In ihren Schicksalen spiegeln sich die Erfahrungen von Krieg und Gewalt einer ganzen Generation wider. Doch hat ein einfacher Nachruf vom 23. Dezember 2019 Zweifel darüber aufkommen lassen, ob die junge Ukrainerin tatsächlich im Winter 1945 ihrer Erkrankung an „Tbc“ erlegen ist. Ist auch ihre Beerdigung im Januar 1945 gleich durch mehrere Quellen belegt,⁵ legt der Nachruf aus dem amerikanischen Akron, Ohio, einen anderen Lebensweg nahe:⁶

„DR. LYDIA STOWBUN PASSED AWAY PEACEFULLY ON MONDAY, DECEMBER 16, 2019 AT THE AGE OF 99. BORN IN UKRAINE IN 1920 DURING THE RUSSIAN REVOLUTION, LYDIA, ALONG WITH HER BELOVED PARENTS, SUFFERED AND SURVIVED THE HOLODOMOR, THE UKRAINIAN GENOCIDE OF 1932–1933. GRADUATING FROM MEDICAL SCHOOL IN KIEV IN 1942, IN THE MIDST OF WORLD WAR II, SHE WAS FORCED TO SERVE AS A DOCTOR IN A LABOR CAMP. IN RECOGNITION OF HER COMPASSIONATE CARE FOR THOSE WORKERS, THE CITY OF WOLFSBURG, GERMANY NAMED A STREET IN HER HONOR: LYDIA STOWBUN WEG. LYDIA EMIGRATED TO AMERICA IN 1946.“



Grabmal Lydia Stowbuns; Foto: Maik Ullmann

Lydia Stowbun

Oder: Das leere Grab auf dem „Wehrmachtsfeld“ des Wolfsburger Waldfriedhofes?

VON MAIK ULLMANN

Lydia Stowbun als Teil der NS-Aufarbeitungsgeschichte der Stadt

Bereits in den 1980er Jahren, der Hochphase der lokalen NS-Aufarbeitung, setzte sich die Stadt Wolfsburg offiziell ein erstes Mal mit Lydia Stowbun auseinander. Ein Antrag der SPD vom 16. März 1983 gab den Anstoß zu einem Aushandlungsprozess, der etwa ein Jahr andauern sollte: Der Verbindungsweg von der Schulenburgallee zum Waldfriedhof sollte nach der angeblich 1945 verstorbenen Ärztin benannt werden.⁷ Woher die Idee ihren Ursprung nahm, geht aus den Akten nicht hervor.

Mit Hilfe des damaligen Stadtarchivars Klaus-Jörg Siegfried sollte zunächst eine Straßenschild-Legende ausgearbeitet werden. Dieser antwortete Ende Mai des Jahres auf die städtische Anfrage mit einer nüchternen Einschätzung zur ehemaligen Zwangsarbeiterin, die größtenteils auf einem Bericht des ersten Archivars der Stadt, Bernhard Gericke, fußte.⁸ Siegfrieds Auffassung nach war die angedachte Benennung der Straße nach Lydia Stowbun „berechtigt“, da sie an eine „markante Phase“ der Stadtgeschichte erinnere; zudem habe sich die „Russin“ stets in „aufopferungsvoller Weise“ um die Kranken und Verletzten gekümmert. Doch geriet der Benennungsprozess in den folgenden Monaten ins Stocken. Eine erste an den Kulturausschuss gerichtete Nachfrage seitens der SPD im November 1983 blieb offenbar unbeantwortet. Erst im Frühjahr 1984 nahm das durch die SPD angestoßene Anliegen erneut Fahrt auf, als sich der Kulturausschuss über eine von Siegfried erarbeitete Vorlage zu Stowbun besprach. In dieser hatte Siegfried seine Zweifel ob der Stimmigkeit der überlieferten Angaben, dass die Verstorbene tatsächlich Ärztin war, in Klammern dokumentiert.⁹ Sollte sie wirklich im Jahr 1925 geboren sein, wie in den Akten überliefert, habe sie zum Zeitpunkt ihrer Verschleppung

aus der Ukraine noch keine ausgebildete Ärztin sein können. Diese Kuriosität war schon seinem Vorgänger Bernhard Gericke aufgefallen.

Die Akte über die Straßenbenennung endet im Juni 1984 mit folgendem Vorschlag zur Legende, der offenbar anschließend umgesetzt wurde, ist er doch noch heute unter dem Straßenschild zu lesen:¹⁰ „Lydia Stowbun, geboren 1920, gestorben 15. Januar 1945, russische Ärztin am Stadtkrankenhaus, verstorben an den Folgen der Zwangsarbeit.“¹¹ Wie es allerdings zur Änderung des Geburtsjahres kam, ist nicht dokumentiert. Doch geht diese möglicherweise auf ein Gespräch Siegfrieds mit einem Mitarbeiter des Stadtarchivs in Hannover zurück, hat der Wolfsburger Stadtarchivar doch auf einer Gesprächsnotiz vom 18. März 1983, auf der auch die vorbereitete Legende zu Stowbun notiert ist, nicht nur einen Pfeil, sondern ebenda auch notiert, diese müsse infolge eines „Tel[efon] anruf[s] bei Dornbrach [?]“ von „Russ. Krankenpflegerin“, wie es noch in der Vorlage heißt, hin zu „Ärztin“ „korrigiert“ werden.¹² Ungeachtet dieses Nachtrags nennt das metallene Grabkreuz Lydia Stowbuns auf dem Kriegsgräberfeld des Waldfriedhofes weiter das auf der amtlichen Sterbeurkunde verzeichnete Geburtsjahr.

Akten, die kürzlich auf Anfrage durch die *Arolsen Archives* des *International Center of Nazi Persecution* zur Verfügung gestellt wurden, brachten nunmehr Klarheit in die Angelegenheit. Lydia Stowbun leistete im Anschluss an ihre Verschleppung aus der Ukraine zunächst bei der Braunschweiger AOK Zwangsarbeit,¹³ ehe sie im April 1943 in die „Stadt des KdF-Wagens“ überführt wurde. In den Akten der AOK ist ihr Geburtsdatum mit dem 26. Februar 1920 angegeben; auch Dokumente über die „Aufstellung der im Stadtkrankenhaus Wolfsburg behandelten Ausländer“ führen noch ihr korrektes Geburtsdatum an.¹⁴ Das

spätere Geburtsdatum taucht demnach erstmals in ihrer Sterbeurkunde auf. Gut möglich, dass es sich dabei um einen Übertragungsfehler des zuständigen Beamten handelt, der bis in die Gegenwart nachhallt.

In den letzten Jahren des „Dritten Reichs“ war es gängige Praxis, junge Frauen mit entsprechenden Fachkenntnissen aus den besetzten Gebieten in Osteuropa als Krankenschwestern innerhalb der Rüstungsbetriebe und Kriegslazarette einzusetzen¹⁵ – so auch Lydia Stowbun. Nach ihrer Ankunft in der Stadtneugründung umsorgte die junge Ukrainerin zunächst die erkrankten Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus der in den Rüstungsbetrieb eingespannten *Volkswagenwerk GmbH*. Der Zwangsarbeiter Julian Banaś aus dem polnischen Poznań traf eines Tages auf sie und erinnerte sich noch in den 1980er Jahren im Zuge der durch Siegfried angestoßenen schriftlichen Zeitzeugenbefragungen an die junge Krankenschwester aus Charkiw:

„Sie war noch sehr jung, aber älter als ich. Ich fragte sie einmal, ob sie Ärztin sei. ‚Noch nicht‘, antwortete sie. ‚Aber ich habe Medizin studiert.‘ Der Krieg hatte ihr Studium unterbrochen. Sie war ein sehr hilfsbereites und nettes Mädchen.“¹⁶

Später – wann genau ist nicht überliefert – sollte Stowbun in das Rühener „Ausländerkinderpflegeheim“ versetzt werden, das sich unter der Leitung des Arztes Dr. Hans Körbel befand. Dieser fand sich in den Nachkriegsjahren zusammen mit weiteren Verantwortlichen des Volkswagenwerkes auf der Anklagebank eines durch die Alliierten angestoßenen Kriegsverbrecherprozesses wieder, an dessen Ende er zum Tode verurteilt werden sollte.¹⁷ In den Auszügen aus den Verhörprotokollen jenes Prozesses finden sich weitere Hinweise auf Lydia Stowbuns Geschichte, zeigte sich der „judge advocat“ in der Befragung der ehemaligen polnischen Zwangsarbeiterin Eugenia Wirl doch am Schicksal Lydia Stowbuns interessiert:¹⁸

Q: „Was there a Russian woman doctor at Ruehen named Lydia?“

A: „Yes.“

Q: „For how long?“

A: „I cannot say that. She stayed there for some time until she got ill and she left for the hospital.“

Q: „Did this doctor die later on?“

A: „As far as I know yes.“

Q: „Do you know anything about the funeral of this woman doctor?“

A: „Yes, I have heard a little of it.“

Q: „Will you tell the court what you heard about it?“

A: „I know she had a very nice funeral and Doctor Korbel attended the funeral himself.“

Q: „Do you know anything about Doctor Korbel causing a wreath to be laid at the grave, or that he laid it down himself?“

A: „Yes, I know about that as well.“

Q: „Do you also know that Doctor Korbel caused the nursing staff and the sisters of the hospital to attend the funeral?“

A: „Yes, from our Kinderheim a few attended this funeral.“

Q: „Do you know that Doctor Korbel made a speech at the grave?“

A: „I was not present but I heard this form the rest of the personnel.“

Q: „Do you know that the Gestapo complained to Doctor Korbel about the fact that he had buried the Russian woman doctor in the German cemetery, and that in the speech which he had made at the grave he had called her a colleague?“

Fortsetzung auf Seite 12

Fortsetzung von Seite 11 A: „No, I do not know anything about this.“

Damit endete die Befragung zu Lydia Stowbuns Beisetzung. Was das hier dokumentierte Interesse an ihrer Beerdigung im Rahmen der Gerichtsverhandlung schürte, lässt sich nicht mehr rekonstruieren. Doch die Grablegung der ehemaligen Zwangsarbeiterin sollte nicht nur in der unmittelbaren Nachkriegszeit von Interesse sein. So richtete Bernhard Gericke im Zuge seiner während der späten 1960er und frühen 1970er Jahren erfolgten Auseinandersetzung mit dem Fall Dr. Körbel sein Augenmerk auf die Beerdigung. Anhand von Zeitzeugengesprächen ging es ihm darum, Körbels im Gerichtsprozess bewiesene Schuld am Tod hunderter Säuglinge zu widerlegen. Aus einem Zeitzeugengespräch mit dem Friedhofswärter der „Stadt des KdF-Wagens“, Heinrich Heuer, gehen weitere Details zur Beerdigung Stowbuns hervor:

„An die Bestattung der russischen Ärztin erinnere ich mich noch sehr genau. Sie wurde allerdings auf dem Wehrmachtsfeld begraben, sofern ich mich nicht täusche. Als Gehilfen hatten wir damals schon Italiener, aber die Russen, die die Leiche der Ärztin begleiteten, wollten die Grablegung selbst vornehmen. Ein Russe, der etwas Deutsch sprach, sagte mir, als die Italiener ihre Arbeit beginnen wollten: ‚Nicht Italiener – unsere Leute‘. Sie ließen den Sarg in der Leichenhalle noch offen stehen, stellten Kerzen an den Rand und haben sowohl hier als auch nachher draußen am Grabe ihre Anteilnahme durch Gebete, gefühlvolle Reden und auch durch Küsse der Leiche bewiesen.“¹⁹

Ärztin könne sie jedenfalls auf Grund ihres Alters nicht gewesen sein, bemerkte der Archivar anschließend in seinem Bericht. Da keine weitere Quelle darauf hindeutet, dass Körbel in welcher Form auch immer an Stowbuns Beerdigung involviert war, hatte Gericke offensichtlich Einsicht in die Gerichtsakten und vermerkte in seinem Bericht über den sogenannten „Russenfriedhof“, die Beisetzung Stowbuns auf dem Wehrmachtsfeld sei auf Körbels Ersuchen zurückzuführen.²⁰ Welche Rolle der Arzt in dieser Geschichte tatsächlich spielt, kann anhand der überlieferten Quellen jedoch nicht schlüssig rekonstruiert werden. Weitere Fragen wirft das wahrscheinlich aus dem Jahr 1944 stammende Dokument über die im Stadtkrankenhaus behandelten „Ausländer“ auf.²¹ Denn tatsächlich wurde Lydia Stowbun im April 1944 wegen einer Lungenerkrankung eingeliefert, doch verließ sie laut einer überlieferten Liste das Krankenbett wie -haus bereits im August desselben Jahres wieder – ohne erneut eingeliefert worden zu sein, obgleich sie doch wenige Monate später an TBC verstorben sein soll.

Ein Versuch der Kontaktaufnahme mit den Angehörigen Stowbuns, der möglicherweise Klarheit in diesen verschlungenen Lebensweg bringen könnte, blieb bislang unbeantwortet. Doch lässt der Nachruf der Familie Stowbun keinen Zweifel daran, dass Lydia Stowbun nicht in der „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ verstorben, ihr möglicherweise unter unbekanntem Umständen die Flucht gelungen ist, sodass sie später, im Jahr 1946, in die USA emigrieren konnte, dort ein Medizinstudium absolvierte und eine Familie gründete.²² Doch wenn nicht Lydia Stowbun, wer liegt dann im Grab auf dem „Wehrmachtsfeld“? Und wie lassen sich die unterschiedlichen Aussagen erklären, die von ihrem Begräbnis künden?

1 Geschäftsbereich Grün, Stadt Wolfsburg, Kriegsgräberlisten. Ohne Aktenzeichen.

2 StadtA WOB, S 20 (Mappe 22), Bescheinigung über die Eintragung eines Sterbefalles vom 16. Januar 1945; Bernhard Gericke über die Bestattung und die Gräber von Ausländern in Wolfsburg, Juli/August 1968, S. 12 (Bibliothek des Instituts für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation, F 141).

3 Der Wolfsburger Verein Erinnerung und Zukunft e.V. erzählt ihre Geschichte beispielsweise in seiner Broschüre über die Erinnerungsstätten der Opfer der NS-Gewalt, online abrufbar unter http://wolfsburg-erinnerung-zukunft.de/wp-content/uploads/2016/06/2016-03-09_Gedenkstätten-WOB-Broschüre.pdf [25.4.2020].

4 StadtA WOB, S 20, EB Sara Frenkel.

5 Geschäftsbereich Grün, Stadt Wolfsburg, Kriegsgräberlisten. Ohne Aktenzeichen; Gericke über die Bestattung und die Gräber von Ausländern in Wolfsburg (wie Anm. 2), S. 12; The National Archives (TNA), WO 235 264 – Tag 6, (Samstag, 25. Mai 1946) – Auszug Befragung Wirl (das Protokoll der Verhandlung findet sich auch als Microfilm im StadtA WOB, F 113); StadtA WOB, EB1, Interview mit Heinrich Heuer vom 20. Mai 1968.

6 Der Nachruf ist online abrufbar unter <https://www.legacy.com/obituaries/ohio/obituary.aspx?n=lydia-stowbun&pid=194769880> [13.2.2020].

7 Stadt Wolfsburg, IZS, Az. 47 17 12, Straßenbenennung Stowbun, SPD an das städtische Ordnungsamt vom 16. März 1983.

8 Gericke über die Bestattung und die Gräber von Ausländern in Wolfsburg (wie Anm. 2), S. 12; Gericke, ein politischer Akteur der extremen Rechten in Wolfsburg, verfasste den Bericht seinerzeit als Reaktion auf die lokalen Ereignisse der „68er“. Da die Protestierenden die Aufarbeitung der NS-Verbrechen in der „Stadt des KdF-Wagens“ forcierten, der während des Zweiten Weltkrieges angelegte Waldfriedhof zu einem Schauplatz ihrer Arbeit wurde, wollte Gericke mit Hilfe dieses Berichts verhindern, dass ihm die Deutungshoheit über die Stadtgeschichte genommen würde und mit ihr den „Gerüchten und falschen Vorstellungen“ über den „Ausländerfriedhof“ ein Ende bereiten.

9 Stadt Wolfsburg, IZS, Az. 47 17 12, Straßenbenennung Stowbun, Stadtarchiv an den Kulturausschuss betreffend der Straßenbenennung nach Lydia Stowbun, Vorlage Nr. 1348 vom 8. März 1984.

10 Stadt Wolfsburg, IZS, Az. 47 17 12, Straßenbenennung Stowbun, Auszug aus der Niederschrift des Kulturausschusses vom 24. Mai 1984.

11 Stadt Wolfsburg, IZS, Az. 47 17 12, Straßenbenennung Stowbun, Legende zur Straßenbenennung nach Lydia Stowbun vom 18. Juni 1984.

12 Stadt Wolfsburg, IZS, Az. 47 17 12, Straßenbenennung Stowbun, Mitteilung betreffend Straßenbenennung z. Hd. Herrn Bley vom 18. März 1983. Am Ende der Notiz steht das Kürzel „Hann.“. Daher kann davon ausgegangen werden, dass Siegfried möglicherweise im Niedersächsischen Landesarchiv Hannover Erkundigungen eingeholt hat. Dort liegt eine vermutlich auf das Ende des Jahres 1944 zu datierende Akte, die eine Übersicht über die Krankenanstalten im Kreis Gifhorn zum Stand 1. Oktober 1944 gibt. In dieser wird auch Stowbun als Ärztin des Stadtkrankenhauses geführt: „Dr. med. Stowbun, Lydia; Geburtsdatum: 1920; Bestattungsjahr: 1941, Wie lange fachärztl. ausgebildet: -, Wehrverhältnis: russ. Ärztin“. NLA HA, Hann. 180 Lüneburg, Acc. 3/005 Nr. 120 II. Für diesen Hinweis danke ich Marcel Brüntrup.

13 Arolsen Archives, 100000472, Mitglieder- und Leistungskarten der Allgemeinen Ortskrankenkasse Braunschweig, Undatierte Liste über Zwangsarbeiter der AOK Braunschweig.

14 Arolsen Archives, 100000472, Mitglieder- und Leistungskarten der Allgemeinen Ortskrankenkasse Braunschweig, Undatierte Liste über die Aufstellung der im Stadtkrankenhaus Wolfsburg behandelten Ausländer.

15 Ulrich Herbert, Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländer-Einsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches. Bonn 1985, S. 176.

16 StadtA WOB, S 20, EB Julian Banaš.

17 Marcel Brüntrup, Verbrechen und Erinnerung. Das „Ausländerkinderpflegeheim“ des Volkswagenwerkes. Göttingen 2019, S. 134.

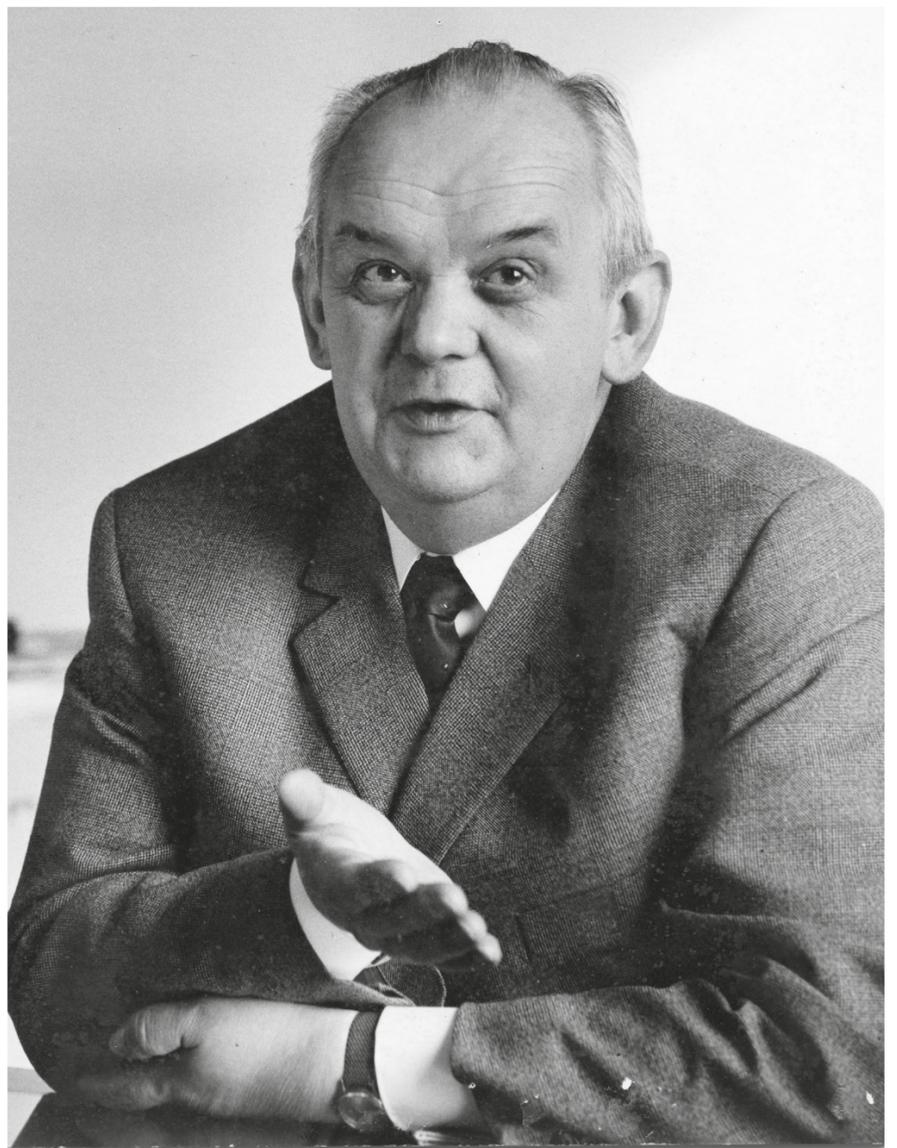
18 TNA, WO 235 264 – Tag 6, (Samstag, 25. Mai 1946) – Auszug Befragung Wirl. Zu Wirl siehe Brüntrup, Verbrechen und Erinnerung (wie Anm. 17), S. 80, FN 34.

19 StadtA WOB, EB1, Interview mit Heinrich Heuer vom 20. Mai 1968.

20 Gericke über die Bestattung und die Gräber von Ausländern in Wolfsburg (wie Anm. 2).

21 Arolsen Archives, 100000472, Mitglieder- und Leistungskarten der Allgemeinen Ortskrankenkasse Braunschweig, Undatierte Liste über die Aufstellung der im Stadtkrankenhaus Wolfsburg behandelten Ausländer.

22 „Mission A Success. Tallmadge Doctor Brings Mother From Moscow“, in: The Akron Beacon Journal vom 20. April 1964



Bernhard Gericke; Foto: Gustav Josef Schlesinger

Die „Erlebnisberichte“ des ersten Wolfsburger Stadtarchivars Bernhard Gericke als Zeugnisse seiner Demokratiefeindlichkeit

MAIK ULLMANN IM INTERVIEW

Alexander Kraus: Im Herbst des Jahres 1966 begann der einstige Stadtarchivar Bernhard Gericke mit einer Interviewreihe, die wohl deutschlandweit ihresgleichen sucht. In den folgenden Jahren – bis Ende 1970 und damit inmitten der Hochphase des gesellschaftlichen Umbruchs in der Bundesrepublik – führte er nicht weniger als 67 Gespräche mit solchen Personen, die er für die Geschichte der Gründung der „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“ für relevant erachtete. In den „Erlebnisberichten“ genannten Gesprächen, die er auf Tonband aufzeichnete und zu denen ausführliche Transkriptionen überliefert sind, betrieb er – so die These deiner gerade im Entstehen begriffenen Masterarbeit an der *TU Braunschweig* – eine frühe Form der Oral History. Doch ehe wir auf diese Methode und seine besondere Ausprägung näher eingehen, lass uns doch kurz wissen, was an der Person Gerickes selbst so faszinierend ist.

Maik Ullmann: Mehr kurios als faszinierend an der Person Gerickes ist vor allem sein scheinbar aus dem Nichts emporgewachsenes Interesse an der Politik. Für die Zeit seines Studiums im Berlin der späten 1920er Jahre ist keinerlei politische Aktivität nachgewiesen. Seine Mitgliedschaft in der NSDAP ab Mai 1933 schien wohl eher eine Entscheidung gewesen zu sein, von der er sich erhoffte, sie könnte seiner angestrebten Karriere als Lehrer von Nutzen sein.¹ Seine Mitgliedschaften in der SA und HJ sollten nur von kurzer Dauer sein. Gericke stell-

te sich letztlich aber doch in den Dienst der Partei und trat ab Mitte der 1930er Jahre als Blockwart auf, jenem politischen Instrument des NS-Verfolgungsapparates also, mit dem auf der eigenen Mikroebene für Zucht und Ordnung gesorgt werden und das vermeintlich als „Bindeglied zwischen Partei und Bevölkerung“ fungieren sollte.² Eine mögliche politische Radikalisierung fand wohl während seines Dienstes an der Ostfront während des Zweiten Weltkrieges statt. Als promovierter Anglist, auch im Französischen besaß er Kenntnisse, schlug er den Weg des Militärdolmetschers ein und diente in der Wallonien Ersatzkompanie sowie dem Wallonischen Infanterie Bataillon 373, das im Sommer 1943 der Waffen-SS zugeführt und durch den belgischen Resistenzführer Leon Degrelle kommandiert wurde. Offenbar knüpfte Gericke hier Kontakte, die ihm für seine Aktivitäten nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges nützlich werden sollten. Als einer der ideologischen Köpfe einer Gruppe von Postfaschisten,³ die ab Mai 1945 im deutschen Untergrund operierte und ein Netzwerk von ehemals hochrangigen Wehrmacht- sowie SS-Angehörigen aufzubauen versuchte, wurde Gericke in einer großangelegten Aktion der westlichen Geheimdienste inhaftiert. Neben Leon Degrelles Adjutanten Karl Schäffler zählte offenbar auch Klaus Barbie, „Der Schlächter von Lyon“, zu den Zielen der Razzia jener Nacht im Februar 1947. Während seiner Inhaftierung verfasste Gericke seine

politische Kampfschrift über die *Deutsche Revolution*, eine strassereske Auslegung des Nationalsozialismus,⁴ die in ihrer Programmatik den Fokus mehr auf den Sozialismus verlagerte, den nationalen Aspekt aber auch nicht verbannte. Diese diente ihm in den folgenden Jahren als Grundlage seiner diversen Parteigründungen, wie etwa der *Sozialistischen Reichspartei* (die er mitbegründete) oder der *Nationalen Arbeiter Partei*. Trotz all dieser Verstrickungen gelang es Gericke, der im Spätsommer 1946 nach Wolfsburg kam, eine ansehnliche Karriere in der Kommunalpolitik hinzulegen. So wurde er etwa ab 1949 zum ersten Archivar der Stadt, damals zunächst noch auf Honorarbasis,⁵ und leitete ab 1958 zudem das städtische Presseamt. Bernhard Gericke zählte demnach seinerzeit zu den wichtigsten Akteuren der Lokalpolitik.

Alexander Kraus: Worin unterschied sich die von ihm praktizierte Technik der Interviewführung von dem, was in der Forschung gemeinhin unter der Methode des wissenschaftlichen Zeitzeugengesprächs verstanden wird?

Maik Ullmann: Im Grunde ist es fast schon grotesk, denn fast alle Vorwürfe, mit denen sich die im Entstehen begriffene Oral History zunächst konfrontiert sah, trafen auch auf Gericke's Interviewführung zu: Das ist zunächst einmal eben nicht freies Erzählen, sondern gezieltes Erfragen zum Zwecke der Offenlegung personeller Strukturen im Kontext der Stadtgründung und sich daraus ergebender Kontinuitäten nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges. Ferner war es ihm ein Anliegen, die NS-Akteure zu entlasten. Dazu versuchte Gericke in den Gesprächen „Beweise“ zu sammeln, anhand derer die frühen demokratischen Vertreter im Nachkriegswolfsburg allesamt als korrupte Verbrecher dargestellt werden sollten, da ihnen vermeintlich weniger am Aufbau der Demokratie gelegen war, als daran, möglichst viele Vorteile für sich selbst herauszuschlagen. Gericke nahm dabei sozusagen die Position des Ermittlers ein, die Interviewten wiederum die seiner Zeugen. Schließlich kommt noch hinzu, dass Gericke seine Gesprächspartner oftmals schon über mehrere Jahre kannte. Wenig verwunderlich verlor er immer wieder die notwendige kritische Distanz, was sich in spontanen Ausrufen der Verbrüderung zeigt oder in Kommentaren, in denen ein geteiltes Schicksal und Erleben beschworen wird.

Alexander Kraus: Gibt es darüber hinaus auch inhaltliche Unterscheidungen?

Maik Ullmann: Absolut! Zumeist zielten Forscher mit dieser Methode ja darauf ab, in der traditionellen archivalischen Überlieferung überhörte oder außen vor gebliebenen Stimmen Gehör zu schenken – daher rührt das Interesse an der Alltags- und Lokalgeschichte, aber auch und vor allen Dingen an der Aufarbeitung des NS-Unrechts. Gericke dagegen zielte auf etwas ganz anderes ab. Die Verbrechen der NS-Diktatur sind in seinen Interviews praktisch unsichtbar. Tatsächlich nimmt er sogar eine Umkehr der anerkannten Täter-Opfer Dichotomie vor, sodass plötzlich die Alliierten als Täter erscheinen und die Deutschen, die die Entnazifizierung durchlaufen mussten, zu ihren Opfern wurden.

Alexander Kraus: Damit unterscheidet sich seine Vorgehensweise tatsächlich fundamental von solchen Forschungsprojekten, wie sie beispielsweise Lutz Niethammer,⁶ der Pionier der deutschsprachigen Oral History zur *Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet*⁷ oder zur *Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR*⁸ durchgeführt

hat. Dabei ging es diesem – wie zahlreichen anderen Forschern – stets auch darum, die Geschichtswissenschaft zu demokratisieren.⁹ Ist etwas von diesem Impuls auch bei Gericke auszumachen?

Maik Ullmann: Hier ist eher das Gegenteil zu konstatieren. Gericke nutzte die Oral History vielmehr als antidemokratische Waffe gegen ebenjene, die ja ab den frühen 1970er Jahren mit Niethammer gemeinsam das etablierten, was wir heute als Oral History fassen. Er arbeitete gezielt gegen Angehörige der linken Protestgruppen, produzierte selbst Quellen, um eine Demokratisierung der Geschichtswissenschaft zu verhindern. Die Deutungshoheit über die NS-Geschichte sollte weiterhin ihm sowie der „Erlebnisgeneration“ obliegen. Dazu scharte er zum Teil gleichgesinnte Postfaschistinnen und Postfaschisten um sich, die ihm mit ihren Aussagen das nötige Rüstzeug gegen die Protestierenden lieferten.

Alexander Kraus: Unter welchen Gesichtspunkten hast Du die „Erlebnisberichte“ Gericke's gelesen? Kannst Du uns bereits einen Einblick in eines Deiner Kapitel geben?

Maik Ullmann: Zu Beginn der Arbeit habe ich ausführlich den Lebensweg Bernhard Gericke's nachgezeichnet, um zu verstehen und möglichst präzise benennen zu können, welche Motivation hinter seinem Interviewprojekt steckte. Als sich zeigte, dass er nach 1945 zweifelsfrei dem Zirkel der Postfaschistinnen und Postfaschisten angehörte, versuchte ich meinen Blick dahingehend zu schärfen, rechtsextreme Elemente seiner Befragung herauszuarbeiten, nach Fragen zu suchen, die zeigen, wie seine Gesinnung die Zeitzeugenbefragung formte. Besonders ein Ereignis aus der frühen Nachkriegszeit war es, das mich aufhorchen ließ, da Gericke immer wieder

danach fragte und es in der regionalen Geschichtsschreibung offenbar wenig Beachtung fand. Es handelt sich dabei um einen Gerichtsprozess, den die Stadt Wolfsburg gegen drei ihrer Mitarbeiter geführt hat. Die Anklagepunkte lauteten unter anderem Betrug und Unterschlagung von bezugscheinpflichtigen Gütern. Wenn auch die Urteile milde ausfielen und dem vorsitzenden Richter die Umstände der Tat, sprich das absolute Nachkriegschaos, das Handeln der Angeklagten nachvollziehbar machte, wurden die drei schuldig gesprochen. Gericke war die Geschichte bekannt und er versuchte den Prozess in bester populistischer Manier zu einem kommunalen Skandal aufzubauschen. Offenbar meinte er hier fündig geworden zu sein, um sein Bestreben, die ersten demokratischen Vertreter der Stadtverwaltung zu diffamieren, weiter forcieren zu können. Gericke's Demokratiefeindlichkeit sowie sein rechtes Geschichtsbild steckten demnach den Rahmen ab, in dem ich mich bewegt habe.

Alexander Kraus: Für welche Publikationen hat Gericke denn die solcherart erfragten Informationen zur Stadtgeschichte genutzt? Lässt sich anhand ihrer deine These von einer von rechts betriebenen Oral History erhärten?

Maik Ullmann: Seltsamerweise hat er sein so systematisch betriebenes Interviewprojekt nicht zielgerichtet für eine Publikation geführt – jedenfalls für keine, die offiziell erschienen ist. Zwar schrieb Gericke an einer Stadtchronik, die den obskuren Arbeitstitel „Nicht aus den Akten“ trug, doch wie und ob die Interviews dort eingeflochten worden wären, lies sich bislang nicht rekonstruieren. Die Interviews verschwanden folglich einfach in seinem Archiv. Manche scheinen aber doch zielgerichteter geführt wor-

den zu sein: Im Sommer des Jahres 1968 etwa verfasste Gericke einen Bericht mit dem Titel *Die Bestattung und die Gräber von Ausländern in Wolfsburg*, für den er extra zwei Interviews geführt hatte. Anlass für seine Schrift war die seitens der politisierten Jugend und Vertreterinnen und Vertretern der *Industriediakonie Arche* losgetretene Auseinandersetzung um den sogenannten „Ausländerfriedhof“. Die kommunale Aushandlung darüber steht sinnbildlich für „68“ in Wolfsburg. Denn die im Volkswagenwerk geleistete Zwangsarbeit war in den späten 1960er Jahren noch weit davon entfernt, in den Fokus der wissenschaftlichen Aufarbeitung zu rücken, geriet aber nun in den Blick einer auch unliebsame fragenstellenden Öffentlichkeit. Gericke war damit ganz und gar nicht einverstanden. An den Grablegungen selbst konnte er nichts Menschenunwürdiges finden. Dass die Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter an den Folgen von Gewalt und Unterernährung starben, demnach unmittelbar mit der NS-Schreckensherrschaft in Verbindung standen, wird bei ihm gar nicht zum Thema. Um sich aber selbst ein Bild über die Entstehung der Begräbnisstätten zu verschaffen und die vermeintlichen Gerüchte über die Kriegsgräber zu widerlegen, interviewte Gericke die Angestellten des ersten Friedhofes der „Stadt des KdF-Wagens“. Hieran zeigt sich ein elementarer Bestandteil der durch Gericke betriebenen Oral History von rechts: Es kommen stets Vertreterinnen und Vertreter der „Volksgemeinschaft“ zu Wort, meist sogar, wenn auch in diesem Falle nicht so ersichtlich, jene, die lokal in verantwortlicher Position waren. Ob bewusst oder unbewusst unterstützten diese Gericke auf seinem Weg, die Verbrechen der NS-Zeit zu verharmlosen beziehungsweise sie zu relativieren.

1 Siehe dazu Jonas Meßner, „Warum treten Menschen Parteien bei und warum verlassen manche sie wieder? Theoretische Ansätze zur Erklärung von Parteibeiritten und Parteiaustritten am Beispiel der NSDAP“, in: Jürgen W. Falter (Hg.), *Junge Kämpfer, alte Opportunisten. Die Mitglieder der NSDAP 1919–1945*. Frankfurt am Main/New York 2016, S. 41–65, hier S. 53.

2 Detlef Schmiechen-Ackermann, „Der ‚Blockwart‘. Die unteren Parteifunktionäre im nationalsozialistischen Terror- und Überwachungsapparat“, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Jg. 48 (2000), H. 4, S. 575–602, hier S. 590.

3 Dazu Lutz Niethammer, *Deutschland danach. Postfaschistische Gesellschaft und nationales Gedächtnis*. Bonn 1999.

4 Siehe dazu Otto Straßer, „Die Sozialisten verlassen die NSDAP“, in: *Der Nationale Sozialist* vom 4. Juli 1930. Zu Otto Straßer siehe Armin Nolzen: „Straßer, Otto“, in: *Neue Deutsche Biographie* (NDB), Bd. 25. Berlin 2013, S. 479–481.

5 Siehe dazu auch Günter Riederer, „Bernhard der Parteigründer. Das Stadtarchiv Wolfsburg und sein erster Leiter“, in: *Das Archiv. Zeitung für Wolfsburger Stadtgeschichte*, Jg. 2 (2017), H. 6, S. 6f.

6 Einen guten Überblick gibt „Oral History in der deutschen Zeitgeschichte. Lutz Niethammer im Gespräch mit Veronika Settele und Paul Nolte“, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 43 (2017), H. 1, S. 110–145.

7 Lutz Niethammer (Hg.), *Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930*. Bd. 1.: „Die Jahre weiss man nicht, wo man die heute hinsetzen soll“. Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet. Berlin/Bonn 1983; Bd. 2.: „Hinterher merkt man, dass es richtig war, dass es schiefgegangen ist“. Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet. Berlin/Bonn 1983; Bd. 3.: „Wir kriegen jetzt andere Zeiten“. Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern. Berlin/Bonn 1985.

8 Lutz Niethammer/Alexander von Plato/Dorothee Wierling, *Die volkseigene Erfahrung. Eine Archäologie des Lebens in der Industrieprovinz der DDR*. Berlin 1991.

9 Grundlegend dazu Annette Leo/Franka Maubach (Hg.), *Den Unterdrückten eine Stimme geben? Die International Oral History Association zwischen politischer Bewegung und wissenschaftlichem Netzwerk*. Mit einem Nachwort von Lutz Niethammer. Göttingen 2013.

G.: Apropos: weil Du sagst: Das Gehorchen waren wir gewöhnt. An dieser Stelle können wir das vielleicht einschalten: Du sagtest ja, Du bist aus der Gefangenschaft entlassen worden. Du warst also Soldat? Was warst Du denn? Seit wann bist Du Soldat gewesen, und was warst Du?

K.: Ich bin Soldat gewesen vom ersten Tage des Krieges an, sogar ein oder zwei Tage früher, vom 25. August 1939 an.

G.: Hattest Du denn vorher gedient?

K.: Ich hatte eine sog. kurzfristige Ausbildung, zweimal sechs oder acht Wochen beim Infanterieregiment 15 in Küstrin.

G.: War das schon in der Wehrpflichtzeit? Bist Du als Wehrpflichtiger eingezogen worden?

K.: Nein, ich bin ja Jahrgang 1909. Ich hatte mich freiwillig gemeldet, wobei hinzuzusetzen ist, um das Bild richtig zu geben: Es war nicht der Drang, nun militärisch Akrobatik zu machen, sondern es wurde uns auch empfohlen.

G.: Von den öffentlich Bediensteten wurde das erwartet.

K.: Ja, so war es. Jedenfalls hatte ich eine kurzfristige Ausbildung.

G.: Du bist aber nicht ungern Soldat gewesen.

K.: Das wird gar nicht bestritten, denn nach dem ersten Kurs – Kurs nenne ich das jetzt mal – wurde mir von meinem Kompaniechef empfohlen, doch gleich noch den zweiten Kurs hinterher zu machen –

G.: Unterführer-Ausbildung, nicht wahr?

K.: Ja, und ich war dann Gefreiter der Reserve und Unterführer-Anwärter mit so einem kleinen Balken.

G.: Ja, ja, mit so einem Balken auf den Schulterstücken. – Bist Du dann Unteroffizier geworden?

K.: Das bin ich erst später geworden. Ich bin also dann erst am 25. August nach Frankfurt/Oder, Mühlroser Landstraße, zur Infanterie eingerückt, eingekleidet worden etc. pp., und dann am 28. August oder 29. in Richtung Schlesien transportiert worden, in den Bezirk (?). Und von dort aus sind wir dann am 1. September, nach der Eröffnung der Feindseligkeiten und der bekannten Rede –

G.: „Ab heute früh wird zurückgeschossen“ –

K.: – wird zurückgeschossen, jawohl – über die Grenze gegangen in Richtung Czenstochau.

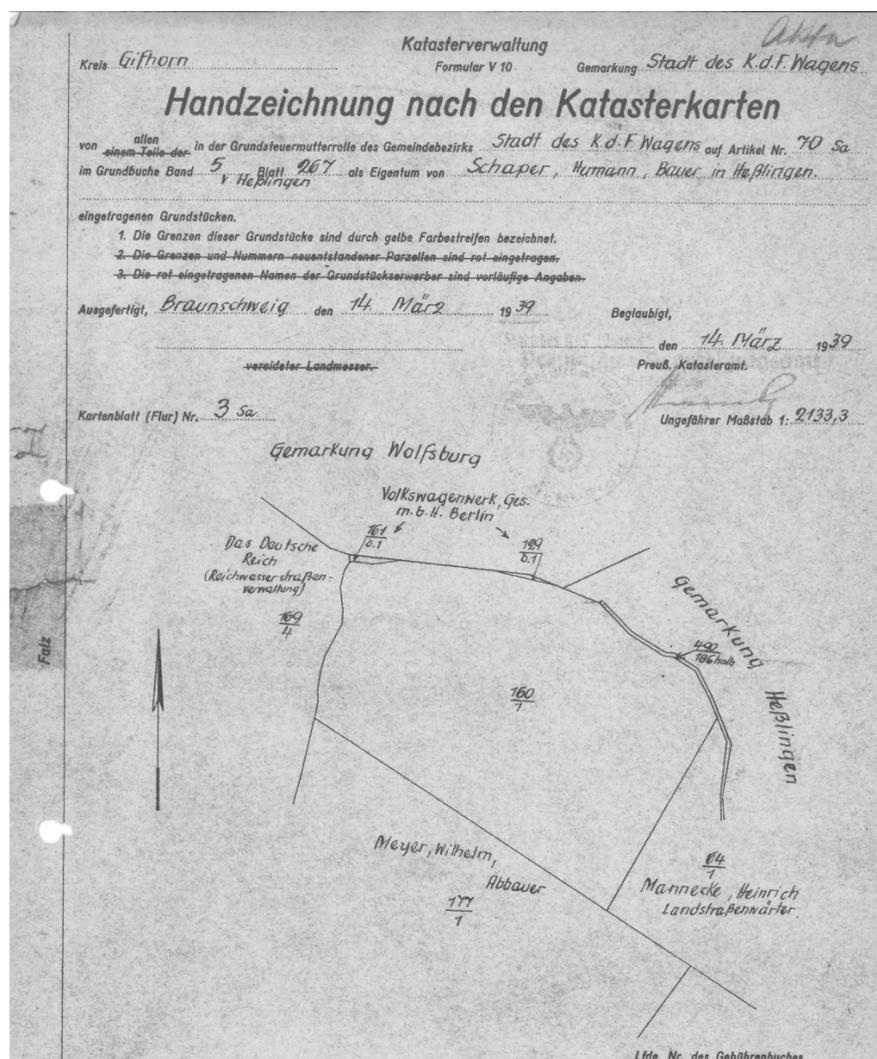
G.: Weil diese Burschen den Reichssender Gleiwitz überfallen hatten! (Natürlich ironisch gemeint).

K.: Ich war also, wie gesagt, bei der Infanterie und bin in meinem Leben noch nie so viel gelaufen wie in Polen. Und das, wie gesagt,

Es ist Donnerstag, der 26. Mai 1938, Himmelfahrt, als auf dem Bahnhof Rothenfelde-Wolfsburg jeweils in einem Abstand von zehn Minuten Sonderzüge einfahren. Menschenmassen sammeln sich auf der Baustelle, auf der sich in Kürze die Grundsteinlegung für das Volkswagenwerk ereignen soll. Auch Adolf Hitler wird es sich anlässlich dieses Prestigeprojektes nicht nehmen lassen und anwesend sein, um eine Rede halten. Unter den ausgesuchten Zuhörern sind auch einige Bauern vertreten, die im Zuge der neu geplanten „Stadt des KdF-Wagens“ ihren Grund und Boden abtreten mussten – als gelebtes Beispiel für die propagierte „Volksgemeinschaft“. Die übrigen Eigentümer der Äcker jedoch bleiben bei der feierlich begangenen Zeremonie außen vor, sind lediglich Zaungäste, die das Geschehen aus der Ferne verfolgen, wie auch der Bauer Hermann Schaper enttäuscht feststellen muss. Entgegen einer Ankündigung der *Gesellschaft zur Vorbereitung des Deutschen Volkswagens mbH* (Gezuvor) erhalten die insgesamt neun Männer keinen Ehrenplatz auf der Tribüne, finden zu keinem Zeitpunkt auch nur am Rande Erwähnung. „Das war die erste Enttäuschung, die wir erlebten, aber es sollte noch besser kommen“, hält Hermann Schaper später in seinem Notizbuch fest.

Mit der großen, minutiös geplanten und propagandistisch inszenierten feierlichen Grundsteinlegung des Volkswagenwerks schien der Weg sowohl für das Automobilwerk, das den „brave[n], fleißige[n] und tüchtige[n] Menschen“ die private Nutzung des Personenkraftwagens ermöglichen sollte, als auch für die dazugehörige geplante nationalsozialistische Musterstadt geebnet. Jedoch standen diesen Planungen, die der „Volksgemeinschaft“ zugutekommen sollten, eine Vielzahl an Privatinteressen entgegen. So ging dem Festakt ein langwieriger Verhandlungsprozess mit den damaligen Grundstückseigentümern voraus, zumeist Bauern, jedoch auch Adlige wie der Graf von der Schulenburg oder der Baron von der Wense, die einst das Gebiet des heutigen Wolfsburgs bewirtschafteten beziehungsweise bewirtschaften ließen. Was geschah mit diesen Menschen, die ihre Höfe zum Teil schon in jahrhundertelanger Tradition führten und nun dem Aufbau von Werk und Stadt weichen mussten? Wie ging der Landerwerb durch die Gezuvor vonstatten und unter welchen Bedingungen verließen die dort ansässigen Bauern ihr Land? Einen genaueren Einblick in die Situation der Betroffenen für den Zeitraum von 1938 bis 1939 geben die Aufzeichnungen des Bauern Hermann Schaper, der seine persönlichen Erlebnisse vom Beginn der Verhandlungen bis hin zum Umzug im Juli 1939 auf sein neues Grundstück in Hattorf in einem Notizbuch festgehalten hat. Dabei ist das genaue Entstehungsdatum der Aufzeichnungen, die Ausgangspunkt und zentrale Quelle der nachfolgenden Analyse sind, nicht mehr nachzuvollziehen.

Hermann Schaper war persönlich von den beginnenden Baumaßnahmen betroffen, lag doch sein Heßlinger Grundstück Nummer 22 auf dem Areal, das für den Bau des Werkes vorgesehen war. Er konnte bereits in der unmittelbar auf die Grundsteinlegung folgenden Woche beobachten, wie die Arbeiten für Werk und Stadt auf seinen Feldern voranschritten, obwohl die Finanzierung des gesamten Komplexes noch ungeklärt war. Nachdem auf seinem Land bereits im Februar 1938 erste Baracken errichtet worden waren, begannen die Arbeiten für das Werk doch bereits am 24. Februar, ka-



Hermann Schapers Grundstück, Quelle: StadtA WOB, HA 201

Von Heßlingen nach Hattorf

Aushandlungsprozesse mit der *Gesellschaft zur Vorbereitung des Deutschen Volkswagens mbH* (Gezuvor) im Zuge des Landerwerbs für das Volkswagenwerk

VON JOHANNA SPEIKAMP

men nun vermehrt Arbeiter und Baumaterial wie -maschinen in die Region – für Hermann Schaper der Beginn einer aufregenden wie unsicheren Zeit. So wurde beispielsweise an einem Tag mit den Ausgrabungen für einen Keller begonnen, obgleich der Bauer noch kurz zuvor an eben jener Stelle mit staatlicher Erlaubnis Kartoffeln gepflanzt hatte. Ein anderes Mal erhielt Hermann Schaper die Aufforderung, seinen Hafer einzuholen, währenddessen längst Bauarbeiter Holz auf dem abgemähten Getreide gelagert und den noch unreifen Hafer zertrampelt hatten.

Auf diese Weise verlor der Bauer bereits zu Beginn der Bauarbeiten 10,5 Morgen, etwa 26.250 Quadratmeter Wiese sowie Ackerland, auf dem später die Grundsteinlegung erfolgte. Insgesamt verfügte Hermann Schaper über einen Grundbesitz von ungefähr acht Hektar, 29 Ar und fünf Quadratmetern sowie über das Grundstück Nummer 22 in Heßlingen, das sich seit 1684 im Besitz der Familie Schaper befand. Als sich die Bauarbeiten weiter ausweiteten, erhielten die Heßlinger den Bescheid, dass ihr gesamtes Dorf dem Werk weichen sollte. Insgesamt waren neben Hermann Schaper 28 Landwirte sowie die beiden Großgrundbesitzer Graf von der Schulenburg und der Baron von der Wense von den Umsiedlungen betroffen. Das von der Gezuvor anvisierte Gebiet teilte sich dabei zu einem Großteil von 1.400 Hektar auf die beiden Letztgenannten auf, während 574 Hektar auf Bauern der Gemeinden Heßlingen, Rothenfelde, Wolfsburg und Mörse entfielen.

Diese Grundstücke versuchte die Gezuvor vorerst in freien Ankäufen zu erwerben. Als diese Vorgehensweise jedoch nicht die gewünschten Erfolge

erzielte, gelang es der Gezuvor das Gesetz zur „Landbeschaffung“ um eine ursprünglich für die Wehrmacht erlassene Verordnung zu erweitern, mit der es nun auch für den Landerwerb für das geplante Volkswagenwerk anwendbar wurde. Daneben stütze sich die Gezuvor auf das 1937 erlassene *Gesetz über die Neugestaltung deutscher Städte*, das durch einen „Führererlass“ vom 6. Juli 1938 nun auch für die „Stadt des KdF-Wagens“ galt. Dies erleichterte den Fortgang der Bauarbeiten, da der Architekt Peter Koller, der für die Planung der neuen Stadt verantwortlich zeichnete, nun nicht mehr an die rechtliche Zuständigkeit des Regierungspräsidenten in Lüneburg gebunden war. Koller wurden in diesem Zuge die dafür nötigen Befugnisse durch den Generalbauinspektor Albert Speer übertragen.

Diese Tatsache erhöhte den Druck auf die Eigentümer merklich. Bereits im Oktober 1937 hatte sich beispielsweise der Graf von der Schulenburg gegen das geplante Werk und die dazugehörige Stadt auf seinem Grundbesitz zu wehren begonnen. Dabei hob er die lange Geschichte seines Familienbesitzes hervor und versuchte, das Augenmerk der Gezuvor auf ein weiter nördlich gelegenes Gebiet zu richten. Doch waren seine Versuche, da die Entscheidung für das Gebiet um das heutige Wolfsburg bereits feststand, da längst zum Scheitern verurteilt. Auch der Einsatz des aus Fallersleben stammenden Reichsministers für Raumordnung Hanns Kerrl, ein Freund des Grafen von der Schulenburgs, vermochte die durch Bodo Lafferentz von der *Deutschen Arbeitsfront* (DAF) erfolgte Festlegung nicht abzuwenden. Schließlich sprach sich auch Hitler für dieses Gelände aus und beendete so-

mit den Streit um die Standortwahl. Entsprechend erzielte eine neunseitige umfassende „Einspruchserklärung der Landesbauernschaft Hannover – Braunschweig“ vom 21. Dezember 1937 nicht das erwünschte Einlenken der Gezuvor. Die seitens der Landesbauernschaft gegenüber der geplanten Stadt vorgetragenen Einwände wie etwa das reichhaltige Waldvorkommen, die problematische Wasserversorgung einer neuen Stadt oder der bedrohte fruchtbare Ackerboden, vermochten die von der Gezuvor als ausschlaggebend wahrgenommene verkehrstechnisch günstige Lage jedoch nicht aufzuheben. Auch der Hinweis auf die wirtschaftlichen Folgen für die Fallersleber Zuckerrübenfabrik, die mehr als zwanzig Prozent der Rüben von diesem Gebiet bezog, vermochte die Planungen der Gezuvor nicht zu bremsen geschweige denn zu stoppen. So willigte auch der Graf von der Schulenburg letztendlich in den Verkauf eines Großteils seines Grundbesitzes sowie des Schlosses ein, das im Jahre 1943 an die Gezuvor übergang. Eine nicht zu unterschätzende Entschädigungssumme erlaubte es ihm jedoch, sich eine neue Existenz im Kreis Salzwedel aufzubauen. Diesem Nachgeben von der Schulenburgs waren zahlreiche Verhandlungen vorausgegangen, in denen zwar auf die Wünsche des Grafen eingegangen, in denen jedoch auch unmissverständlich die Stellung und Position der Gezuvor herausgestellt worden war.

Dieses strikte Vorgehen der Gezuvor im Umgang mit den Eigentümern charakterisiert der Historiker Erhard Fomdran in seinem Buch *Die Stadt- und Industrieentwicklung Wolfsburg und Salzgitter* als ein Agieren nach dem Prinzip von Zuckerbrot und Peitsche. So erfuhr der Graf beispielsweise erst kurz zuvor von einer angesetzten Verhandlung. Auch wurde ihm angedroht, die Verzögerungen in der Entwicklung des Volkswagens, die aus seinem Widerstand resultierten, Hitler zu melden. Daneben erhielt der Graf zahlreiche Falschinformationen zum Bau der geplanten Stadt, die es ihm unmöglich machten, sich wirksam gegen den Verkauf seines Grundbesitzes zu wehren. Allerdings wurde ihm zugleich zugesichert, mögliche Wünsche direkt aufzunehmen, ein Umstand, der dem Grafen eine verhältnismäßig privilegierte Stellung einräumte. Konnte er auch die Aufgabe seines Grundbesitzes nicht verhindern, so gelang es ihm doch, mit der Entschädigungssumme ein neues Schloss im Kreis Salzwedel zu erbauen.

Auch für den Bauern Hermann Schaper sollten nun Verhandlungen mit der Gezuvor beginnen, jedoch fiel sein Handlungsspielraum deutlich geringer aus als der des Grafen. Zusammen mit weiteren Heßlinger Bauern wehrte er sich zunächst gegen die Aufgabe seines Grundstücks und beobachtete mit Missfallen das Wirken des Sachverständigen der *Deutschen Arbeitsfront* (DAF), der den Wert der Grundstücke ungeachtet der Qualität des Bodens deutlich zu gering einschätzte. Doch damit nicht genug: Die Landesbauernschaft befand die Schätzungen sogar noch als zu hoch und beauftragte neue durch die Reichsumsiedlungsgesellschaft, die dann wunschgemäß weitaus niedriger ausfielen. Schließlich wurde Schaper für sein Land, sein Haus sowie als Entschädigung für den Kaliförderzins und eine Ernte von zwei Jahren eine Summe von 30.000 Reichsmark geboten – just die Hälfte seiner Entschädigungsforderung in Höhe von 60.000 Reichsmark. Er lehnte ab. Zusammen mit weiteren Heßlinger Bauern verweigerte er Ende 1938 die Unter-



Besucher des Festaktes zur Grundsteinlegung des Volkswagenwerkes; Fotograf: unbekannt

zeichnung des Kaufvertrages und blieb bis in den April 1939 hinein standhaft, bis gegen ihn ein Enteignungsverfahren eingeleitet wurde. Neben Hermann Schaper befanden sich am 10. März 1939 vier weitere Heßlinger Bauern auf einer Enteignungsliste, die von der Reichsumsiedlungsgesellschaft der Zweigstelle Braunschweig nach Berlin geschickt wurde.

Nun folgte zunächst eine Besichtigung eines für den Bauern ausgewählten freien Ersatzgrundstücks, die jedoch zu keinem Ergebnis führte. Schließlich erklärte sich Schaper bereit, ein nahegelegenes, sieben Morgen größeres Grundstück zu kaufen. Da er dafür jedoch 20.000 Reichsmark hätte bezahlen sowie eine dreijährige Probezeit akzeptieren müssen, lehnte er auch diese Konstellation ab. In einem darauffolgenden Schreiben der Reichsumsiedlungsgesellschaft der Zweigstelle Braunschweig an die Zentrale in Berlin hieß es später:

„WIR BERICHTEN DAZU, DASS WIR ES NICHT FÜR ERFORDERLICH HALTEN, SCHAPER ANDERE HÖFE ALS DIE NOCH FREIEN STELLEN 5, 7, 10 UND 11 IN WARBE ANZUBIETEN. SCHAPER IST NÄMLICH MIT UNSEREN SIEDLUNGEN IN WARBE DURCHAUS EINVERSTANDEN, WÜNSCHT JEDOCH LEDIGLICH GRÖßERE GEBÄUDE UND MEHR LAND ZU ERHALTEN. DIESE DIFFERENZ LÄSST SICH DURCH UNS NICHT BESEITIGEN. VIELMEHR KANN DIESES NUR IM ENTEIGNUNGSVERFAHREN ERFOLGEN.“

Hermann Schapers Besitz ging schließlich am 10. Mai 1939 für nun 44.472 Reichsmark an die Reichsumsiedlungsgesellschaft und somit an die *Volkswagenwerk G.m.b.H.* über. Schaper selbst unterschrieb hingegen erst zwei Monate später, am 5. Juli 1939, nach einigen Schwierigkeiten mit dem vorigen Eigen-

tümer, einen Kaufvertrag für ein Grundstück in Hattorf, das er sich selbstständig gesucht hatte. Hermann Schaper war durch die Gezuvor zur Aufgabe seines Hofes gebracht worden, sah sich jedoch durch die Entschädigungssumme in der Lage, auf ein anderes Grundstück auszuweichen. Dies ermöglichte ihm der Entschädigungsbetrag, der von 30.000 Mark auf 44.472 Reichsmark erhöht worden war – ein Beleg seiner Hartnäckigkeit. Allerdings kam es bei der Begleichung des Betrags zu Verzögerungen. So wurde dem Bauern der Entschädigungsbetrag erst, wie er in seinen Aufzeichnungen schreibt, nach der Räumung des Hofes und des Grundstücks zur Verfügung gestellt. Den endgültigen Restbetrag erhielt Schaper darüber hinaus erst nahezu vier Monate nach dem festgelegten Datum im Dezember – und dies erst infolge eines intensiven Schriftverkehrs, in dessen Verlauf Schaper letztendlich auch die Zinsen für diesen verlängerten Zeitraum eingefordert hatte. Da der Bauer die wohl für die zur Renovierung des in einem schlechten Zustands befindlichen Hofes notwendigen Handwerker entlohnen musste, war er auf die zusätzlichen Zinsen angewiesen. Neben Hermann Schaper verkauften nach und nach auch die übrigen Heßlinger Bauern ihren Besitz der Reichsumsiedlungsgesellschaft und zogen in die nähere Umgebung, so etwa nach Grasleben, auf ein Gehöft Nahe Oebisfelde oder nach Immenrode, zum Teil jedoch auch nach Kattowitz in Schlesien.

Um dieses Ziel zu erreichen, griff die Gezuvor als Wegbereiter des Volkswagenwerks auf sämtliche Mittel zurück, die in ihrer Macht standen. So nahm sie beispielsweise den eigentlichen Verkauf der Grundstücke durch die Nutzung der Ackerflächen bereits vorweg. Anschließend wies sie den betroffenen Bauern neue Grundstücke zu und zwang die Landwirte durch bewusstes Abwarten

zur Annahme oder, wie im Falle Schapers, dazu, Eigeninitiative zu ergreifen. Damit handelte die Gezuvor, wie es angesichts der Größe und Bedeutung des Automobilwerks auch nicht anders zu erwarten war, mit klarem Fokus auf den möglichst raschen Beginn des Aufbaus von Werk und Stadt. Jedoch richtete die Gezuvor ihr Handeln neben all diesen Widersprüchen stets nach dem Gesetz aus, so fraglich dieses auch sein mochte. So erhielten die betroffenen Bauern wie auch der Graf von der Schulenburg eine Entschädigung für ihre Grundstücke, die es ihnen ermöglichte, an anderen Orten des damaligen „Dritten Reiches“ Fuß zu fassen. Die hier aufgezeigten Verhandlungen veranschaulichen demnach, wie im Nationalsozialismus im Sinne der „Volksgemeinschaft“ verhandelt wurde, wenn Eigennutz auf Gemeinnutz traf.

- 1 Hans Mommsen/Manfred Grieger, *Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich*. Düsseldorf 1996, S. 188. Ich danke Alexander Kraus und Marcel Glaser für wertvolle Hinweise.
- 2 StadtA WOB, S 6,4, Aufzeichnungen Hermann Schapers (Kopie), undatiert, S. 1–3. Der Enkelin Hermann Schapers, Elisabeth Elzner, sei hiermit herzlich für das zur Verfügung-Stellen der Aufzeichnungen ihres Großvaters sowie einer Abschrift derselben gedankt.
- 3 So drückte es Adolf Hitler im März 1934 anlässlich der Eröffnung der 24. Automobil Ausstellung in Berlin aus. Siehe Christian Schneider, *Stadtgründung im Dritten Reich*. Wolfsburg und Salzgitter. Ideologie, Ressortpolitik, Repräsentation. München 1978, S. 29.
- 4 Erhard Forndran, *Die Stadt- und Industrie Gründungen Wolfsburg und Salzgitter. Entscheidungsprozesse im nationalsozialistischen Herrschaftssystem*. Frankfurt am Main/New York 1984, S. 188.
- 5 Marcel Glaser/Manfred Grieger, „Die ‚Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben‘. Ein Musterraum der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft?“ In: Winfried Süß/Malte Thießen (Hg.), *Städte im Nationalsozialismus. Urbane Räume und soziale Ordnungen*. Göttingen 2017, S. 127–150, hier S. 134.
- 6 Schneider, *Stadtgründung im Dritten Reich* (wie Anm. 3), S. 41.
- 7 StadtA WOB, S 6,4, Aufzeichnungen Hermann Schapers (Kopie), undatiert, S. 1, 3–5.
- 8 StadtA WOB, ESZ, 2.3.1, 201, 20. Mai

1939, Kaufvertrag verhandelt durch das Amtsgericht Fallersleben in der Stadt des KdF-Wagens.

9 StadtA WOB, S 6,4, Aufzeichnungen Hermann Schapers (Kopie), undatiert, S. 1f., 6. Die Angaben der Reichsumsiedlungsgesellschaft und des Bauern Schapers variieren an dieser Stelle. So schreibt der Bauer in seinen Aufzeichnungen von einem Grundbesitz der Größe 8 ha, 29 a und 24 qm, während die Reichsumsiedlungsgesellschaft die obengenannten Angaben wählt.

10 Forndran, *Die Stadt- und Industrie Gründungen Wolfsburg und Salzgitter* (wie Anm. 4), S. 188.

11 StadtA WOB, ESZ, 1.0, Einführung, Die Entstehung der Liegenschaftsverwaltung.

12 Werner Strauß, *Kleine Stadtgeschichte*. Wolfsburg 2002, S. 8.

13 Klaus-Jörg Siegfried, *Wolfsburger Stadtgeschichte in Dokumenten. Entstehung und Aufbau 1938–1945*. Wolfsburg 1982, S. 29.

14 Mommsen/Grieger, *Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich* (wie Anm. 1), S. 158 und 160.

15 Siegfried, *Wolfsburger Stadtgeschichte in Dokumenten* (wie Anm. 13), S. 2–10.

16 Forndran, *Die Stadt- und Industrie Gründungen Wolfsburg und Salzgitter* (wie Anm. 4), S. 188.

17 Strauß, *Kleine Stadtgeschichte* (wie Anm. 12), S. 8.

18 Forndran, *Die Stadt- und Industrie Gründungen Wolfsburg und Salzgitter* (wie Anm. 4), S. 188–191.

19 Ebd., S. 189f.

20 Schneider, *Stadtgründung im Dritten Reich* (wie Anm. 3), S. 40f.

21 StadtA WOB, S 6,4, Aufzeichnungen Hermann Schapers (Kopie), undatiert, S. 6f.

22 StadtA WOB, ESZ, 2.3.1, 201, Schreiben der Reichsumsiedlungsgesellschaft der Zweigstelle Braunschweig an die Hauptstelle in Berlin, 10. März 1939.

23 StadtA WOB, ESZ, 2.3.1, 201, Schreiben der Reichsumsiedlungsgesellschaft der Zweigstelle Braunschweig an die Hauptstelle Berlin, 18. April 1939.

24 StadtA WOB, ESZ, 2.3.1, 201, Vermerk der Reichsumsiedlungsgesellschaft, Braunschweig den 7. Juli 1939; 20. Mai 1939, Kaufvertrag verhandelt durch das Amtsgericht Fallersleben in der Stadt des KdF-Wagens.

25 StadtA WOB, ESZ, 2.3.1, 201, Mitteilung der Reichsumsiedlungsgesellschaft an die Eheleute Hermann Schaper, 5. April 1940; Schreiben der Treuhandgesellschaft für die wirtschaftlichen Unternehmungen der Deutschen Arbeitsfront G.m.b.H. an Hermann Schaper, 5. März 1941.

26 StadtA WOB, S 6,4, Aufzeichnungen Hermann Schapers (Kopie), undatiert, S. 10.

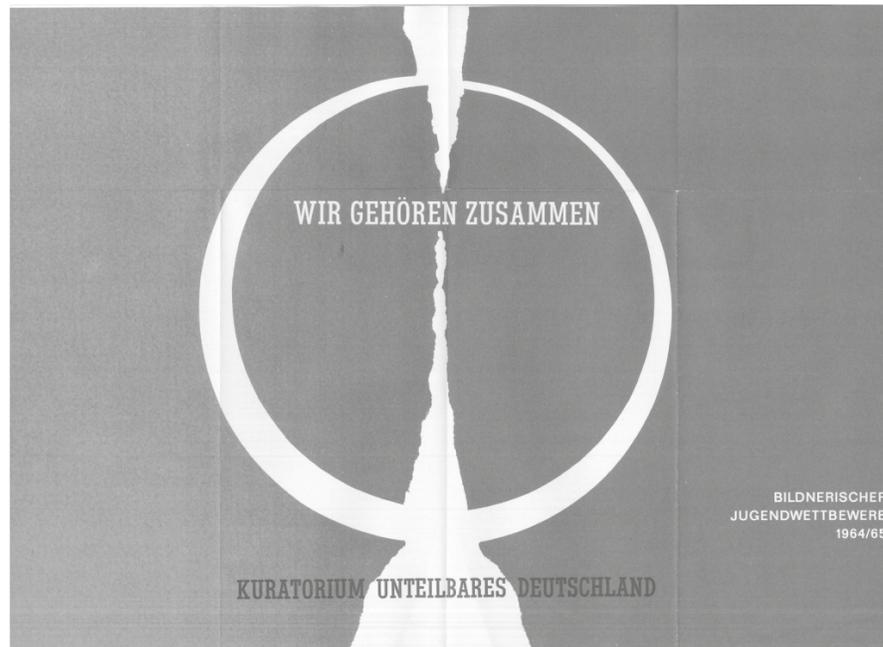
27 Forndran, *Die Stadt- und Industrie Gründungen Wolfsburg und Salzgitter* (wie Anm. 4), S. 189f.

AdM 4/2020

„Wir gehören zusammen“

Oder: Die Wiedervereinigung malen

VON ALEXANDER KRAUS



StadtA WOB, HA 8718



Malerei von Uwe Welge, Nordost-Schule, Peine

Ein tiefes Blau dominiert das schlicht und doch eindrucksvoll gestaltete Werbeplakat. In der Mitte zieht sich sowohl von oben, stärker aber noch von unten ein Riss durch das Blau, das nur mehr am unteren Ende des oberen Drittels miteinander verbunden ist. Just auf dieser Höhe ist die Kernbotschaft des Plakats in Majuskeln platziert: „Wir gehören zusammen“. Umgeben ist sie von einem – sich nach rechts oben leicht verzweigenden – Ring, dem Symbol für die Unendlichkeit, Beständigkeit, Treue und vor allen Dingen Bindung. Ring, Riss und Schriftfarbe sind einheitlich weiß gesetzt, was die Wirkung des Blaus noch verstärkt. Als eigentlich kalte Farbe weckt sie als Himmel gedacht Assoziationen wie Ferne und Sehnsucht. Nicht umsonst steht es im Englischen – „to feel blue“ oder im Blues – für Melancholie und Trauer. Und als melancholisch hätte seinerzeit auch der Anlass dieses 1964 durch das – unten zentral gesetzte – Kuratorium Unteilbares Deutschland (KUD) bundesweit verschickten Aufrufs zu einem, wie es am rechten Bildrand heißt, „Bildnerische[m] Jugendwettbewerb 1964/65“ empfunden werden können. Er sollte, wie aus den Informationen auf der Rückseite hervorgeht, drei Jahre nach dem Bau der Mauer „die Jugend anregen, sich mit der Teilung und Wiedervereinigung Deutschlands, mit der Unterdrückung und Freiheit in der Welt zu befassen. Vor allem sollten die Möglichkeiten zur Wiedervereinigung des Getrennten und zur Überwindung der Diktatur, das Völkerverbindende und das Unteilbare zum Thema gewählt werden.“

Fünf dieser im begleitenden Schreiben als „Merkblätter“ für die Bedingungen des Wettbewerbs bezeichneten Plakate sind auch im Stadtarchiv Wolfsburg überliefert – unsere Archivalie des Monats April (Abb. 1). Feinsäuberlich in einem Briefumschlag der Zeit abgeheftet, bezeugen sie, wie straff organisiert und durchchoreografiert die Kampagne des KUD damals war, auch wenn diese Exemplare die ihnen angedachte Bestimmung, den ausgerufenen Wettbewerb zu bewerben, offenbar nicht erfüllen konnten. Bei diesem handelte es sich bereits um den zweiten seiner Art, hatte die selbsternannte „Volksbewegung für die Wiedervereinigung“,¹ die sich aus „höchststrangigen Parlamentariern und anderen Persönlichkeiten der westdeutschen politischen Öffentlichkeit zusammensetzte“,² darunter Ernst Lemmer und Herbert Richard Wehner, doch noch vor dem Mauerbau einen solchen unter dem Motto „Jugend sieht das unteilbare Deutschland“ veranstaltet. Die Resonanz auf diesen ersten Wettbewerb war mit 80.000 Einsendungen beachtlich und sollte von dem nun ausgeschriebenen noch übertroffen werden. Dabei waren Arbeiten in allen denkbaren Techniken der bildenden Kunst zugelassen, abstrakte Werke ebenso willkommen wie gegenständliche. Aufgerufen waren Jugendliche bis zu 21 Jahren, die in vier unterschiedlichen Altersklassen partizipieren durften.

Von Beginn an hatte das Kuratorium Unteilbares Deutschland dabei die Medienöffentlichkeit im Blick, sollten die Orts-, Kreis- und Landeskuratorien doch „dafür Sorge tragen, daß der Wettbewerb und seine Bedingungen im örtlichen Rundfunk (Schulfunk, Jugendfunk, Aktuelles) und in der örtlichen Tagespresse ausführlich veröffentlicht und besprochen werden.“³ Zudem betonte es im Ausschreibungstext, ein jeder Einsender erkläre sich damit einverstanden, „daß seine Arbeiten in

Publikationen, Plakaten, Lichtbildreihen und Kalendern honorarfrei vom Kuratorium UNTEILBARES DEUTSCHLAND verwendet werden können“. Mittels ihrer sollte zweifelsohne Politik im Sinne des KUD betrieben werden. Dass die Ideengeber mit einem ähnlich guten Zuspruch rechneten, lässt sich an der geplanten und ausführlich dargelegten Durchführung des Wettbewerbs nachvollziehen. So waren zunächst örtliche Wettbewerbe geplant, deren herausragende Einreichungen dann in einer Landesausstellung gezeigt werden sollten. Die dann durch eine namhafte Jury auserkorenen besten Arbeiten sollten wiederum in einer in Berlin verorteten Bundesausstellung präsentiert und, so der Plan, im Anschluss als Wanderausstellung auch im Ausland gezeigt werden. Mit Otto Dix und Gerhard Marcks, beides Mitglieder der Akademie der Künste in Berlin, waren auch solche Künstler Teil der Jury, die mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten ihre gehobenen Positionen im Kunstbetrieb verloren hatten – ersterer seine Professur an der Kunstakademie in Dresden, letzterer das kommissarische Direktorat der Burg Giebichenstein, Halle/Saale. Eine Vielzahl ihrer Arbeiten wurde 1937 auch in der Ausstellung „Entartete Kunst“ gezeigt.

Drei Jahre später, 1967, erschien sodann eine Auswahl aus den mehr als 100.000 Einsendungen in der Frankfurter Societäts-Druckerei, mit der es dem Kuratorium Unteilbares Deutschland auch daran gelegen war, wie es der Historiker Frank Wolff jüngst gezeigt hat, zu emotionalisieren: „Insgesamt war die Bildsprache düsterer, martialischer und militarischer“ als in der vorausgegangenen Publikation. Dabei seien „zahlreiche Bilder offensichtlich keinem persönlichen Erfahrungshintergrund der Kinder“ entsprungen, spiegelten diese doch vielmehr „ihre Rezeption des öffentlichen Diskurses“ wider.⁴ Schon der Klappentext gab dabei die Linie vor, verwies er doch auf ein Spezifikum der abgedruckten Bilder oder besser ihrer Urheber und Urheberinnen: „Kindern gelingt, was die Erwachsenen nur schwerlich in die Sprache der modernen Malerei übersetzen können.“⁵ Herbert Wehner, zwischen 1966 und 1969 Bundesminister für gesamtdeutsche Fragen, spannte diesen Gedanken in seinem Grußwort weiter, indem er die im Zuge des Wettbewerbs entstandenen Zeichnungen zu einem „Zeitdokument über Deutschland“ erklärte: „Kinder und Jugendliche leben – unbelastet und unbeschwert durch die Vergangenheit – in der Gegenwart, blicken in die Zukunft.

[...] Sie dokumentieren ohne Pathos und großen Anspruch die unveränderliche menschliche Wahrheit für das deutsche Volk: wir gehören zusammen.“⁶ Auch der Geschäftsführende Vorsitzende des KUD, Wilhelm Wolfgang Schütz, erkannte in den Zeichnungen und Malereien der bundesdeutschen Jugend „ein schlichtes, menschliches, durch Erleben, Anschauung und Besinnung zur Form gewordenes Dokument“.⁷

Der Schriftsteller Dieter Hoffmann wiederum, der 1957 infolge eines gegen ihn erteilten Berufsverbots aus der DDR in die Bundesrepublik übersiedeln musste, beschreibt in seinem einführenden Essay, die Kinder hätten zumeist die allgemeinen Themen bildnerisch festgehalten, so die Schwierigkeiten des Reisens, Grenzübergänge, Besuche, Geschenke oder Postsendungen. Doch in diesem Allgemeinen überzeugten sie mit einem scharfen Blick: „In der Beobachtung der wartenden Menschen an den Passierscheinstellen, der menschenleeren Häuserfassaden, deren Fenster nach Westen hin verrammelt sind, haben diese Jungen und Mädchen einen sozialen Realismus entwickelt, der den ‚Sozialistischen Realismus‘ der Zone beschämt.“⁸

Ob und wenn ja wie viele Kinder und Jugendliche aus Wolfsburg sich am Wettbewerb „Wir gehören zusammen“ beteiligt haben, kann anhand der Publikation nicht beantwortet werden; dies vermag allein eine Analyse aller Einsendungen zu zeigen, so diese denn überhaupt überliefert sind. Aus der Umgebung Wolfsburgs fand jedenfalls allein die mit Deckfarbe und Tusche gearbeitete Malerei des elfjährigen Uwe Welge aus Peine Aufnahme in den Band, die zwei durch einen Grenzstreifen samt Wachturm voneinander getrennte Dörfer vor der Kulisse eines Mittelgebirges zeigt (Abb. 2).⁹ Angesichts des in Wolfsburg weit verbreiteten Grenztourismus wären vergleichbare Bilder auch von dortigen Jugendlichen zu erwarten gewesen. Doch möglicherweise erreichte sie der Aufruf in diesem konkreten Falle gar nicht – und dies, obgleich das Kuratorium Unteilbares Deutschland in der so nah an der Zonengrenze gelegenen Stadt sonst sehr umtriebig war –, finden sich doch auf dem auf den 21. Juni 1964 datierenden Begleitschreiben zwei Notizen, die das erwarten lassen: Die erste – „Schreiben nach Sommerferien ansprechen, sonst wird es vergessen“ – hält zunächst ein Verschieben fest, die zweite, offenbar später ergänzte, dagegen eine nüchterne Einschätzung: „Wegen anderw[eitiger] Aufgaben kein Erfolg zu erwarten.“¹⁰

1 Kuratorium Unteilbares Deutschland, Unteilbares Deutschland: Die Konstituierung des Kuratoriums der Volksbewegung für die Wiedervereinigung. Reden und Dokumente, Juni/Juli 1954. Neuenahr 1960.

2 Frank Wolff, Die Mauergesellschaft. Kalter Krieg, Menschenrechte und die deutsch-deutsche Migration 1961–1989. Berlin 2019, S. 259.

3 StadtA WOB, HA 8718, Rückseite des Plakats „Wir gehören zusammen“, 1964.

4 Wolff, Die Mauergesellschaft (wie Anm. 2), S. 265 und 266.

5 Kuratorium Unteilbares Deutschland (Hg.), Wir gehören zusammen. Frankfurt am Main 1967, Klappentext.

6 Herbert Wehner, [„Grußwort“], in: ebd., S. 7.

7 Wilhelm Wolfgang Schütz, [„Vorwort“], in: ebd., S. 9–11, hier S. 11.

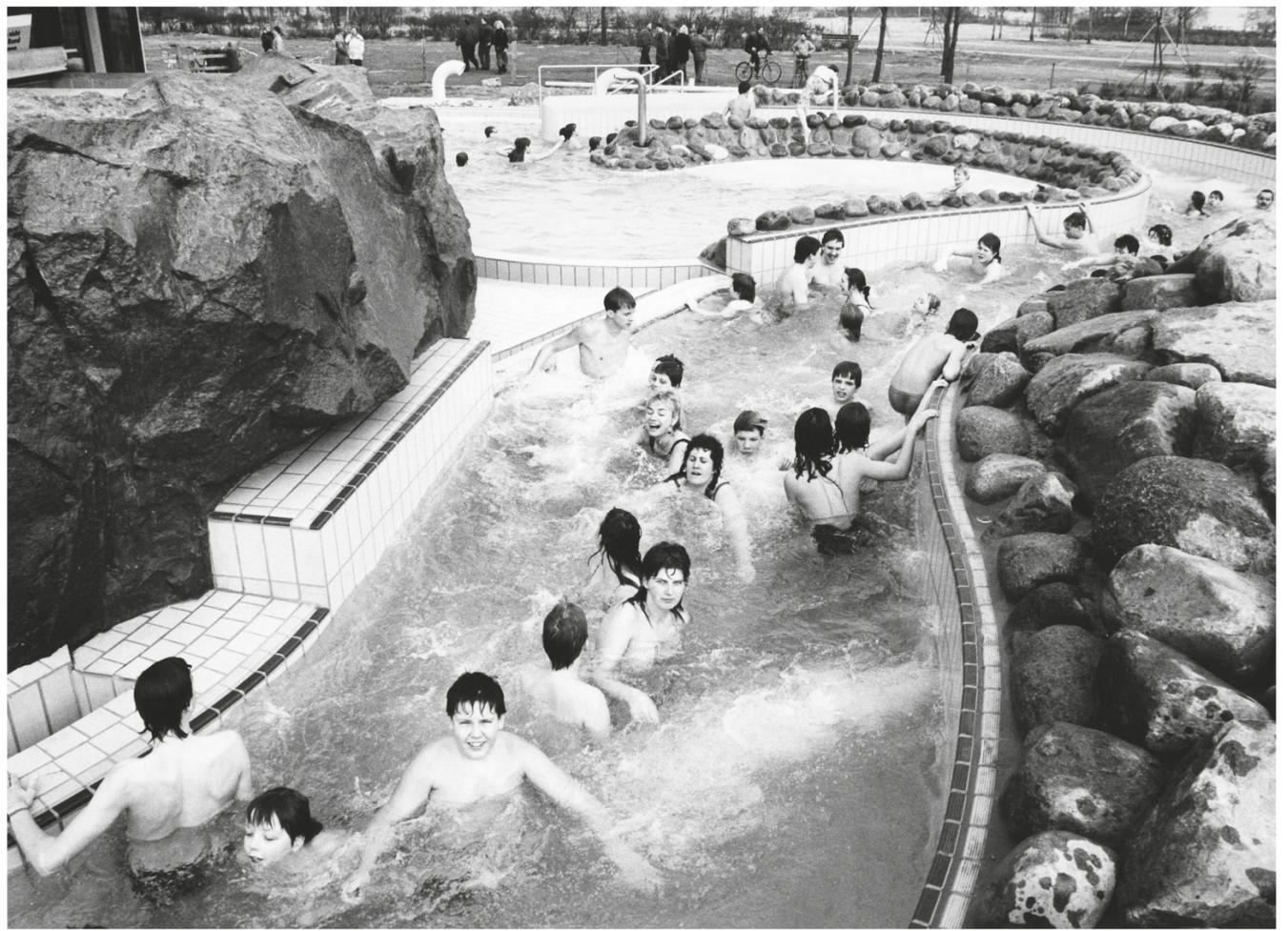
8 Dieter Hoffmann, „zum Thema dieses Buches“, in: ebd., S. 13–31, hier S. 27.

9 Malerei von Uwe Welge, Nordost-Schule, Peine, ebd., S. 118.

10 StadtA WOB, HA 8718, Schreiben des Landeskuratoriums Niedersachsen des Unteilbaren Deutschlands an die Orts- und Kreiscuratorien vom 21. Juni 1964.



Quelle: StadtA WOB, Ratsschriftgut

Das Badeland, 1977; Fotograf: Frank Rogner/
Fotosammlung IZS

Das Badeland, 1991; Fotograf: Manfred Hensel/Fotosammlung IZS

Im Zuge der Entwicklung des Projektes „Allerpark“ kamen schon in den 1960er Jahren erste Ideen für die Errichtung eines Hallenbades im Wolfsburger Norden auf, für die auch sogleich konkretere Pläne geschmiedet wurden. In den Verhandlungen zur Verwaltungs- und Gebietsreform erwies sich der Allerpark als gemeinsame Interessensphäre der Städte Wolfsburg und Vorsfelde. Aus der Sicht Vorsfeldes war der Bau eines Hallenbades, wie ihn Stadtdirektor Paul Rother schon 1968 in einem Exposé zur Gebietsreform ins Gespräch gebracht hatte, ein zentrales Element. Das Projekt kam ins Rollen, als am 9. Juni 1971 der Rat der Stadt Wolfsburg die Planung eines Hallenbades Nord beschloss und die Firma *Intercontract* in Hannover mit den Fachingenieurleistungen für die Erstellung eines Entwurfes für das Bad beauftragte. Einen wesentlichen Einfluss auf die moderne und zeitgemäße Ausgestaltung des Bades hatten die Empfehlungen des *Institutes für Sportstättenbau* aus dem Jahr 1973, nahm doch die Stadt daraufhin Abstand von der Idee eines reinen Sportbades und entwickelte das Projekt zu einem Freizeitbad weiter. Folgerichtig beschloss der Rat der Stadt 1974 die Entwurfsauswahl für das Hallenbad aufzuheben. Die Stadtverwaltung wurde nun stattdessen beauftragt, ein Freizeitbad zu konzipieren, dessen Baubeginn noch im Jahre 1974 liegen sollte.

Das zugrunde liegende Raumprogramm erforderte einen Investitionsaufwand von rund 35 Millionen DM – eine Größenordnung, die angesichts des allgemeinen Konjunkturabschwungs und der Gewerbesteuer rückgänge von der Stadt nicht realisiert werden konnte. Mit Stimmenmehrheit beschloss der Rat der Stadt am 5. März 1975 die Verwaltung zu beauftragen, das Freizeitzentrum Allerpark (gemeint war das Freizeitbad) nach einem reduzierten Raumprogramm weiter zu planen. Hierfür bildete der Entwurf der *Architektengemeinschaft Giesler, Giesler/Kersten, Martinoff und Struhk* die Grundlage. Das Gesamtobjekt sollte die Herstellungskosten von 15 Millionen DM nicht überschreiten. Den Objektbeschluss für den Bau des „Freizeitentrums Allerpark“ fasste der Rat der Stadt

mit Stimmenmehrheit am 16. Dezember 1975 auf der Grundlage der Ratsvorlage Nr. 1966, wonach der Gesamtentwurf der oben genannten Architektengemeinschaft im geplanten Kostenvolumen umgesetzt werden sollte. Aus der Sicht der Architekten bestand das Wesentliche der Planungsaufgabe darin, „ein bauliches Angebot zu schaffen, das in erster Linie Hülle für die verschiedenartigen Funktionen darstellte und eine Atmosphäre anbot, die keinerlei Schwellenangst entstehen ließ und einen deutlichen Kontrast zur gewohnten Arbeitswelt bildete“.

Als Archivalie des Monats März dient der Beschlusstext der genannten Ratsvorlage aus der Sammlung Ratsschriftgut des IZS. Im März 1976 erfolgte der erste Spatenstich für das Freizeitbad, das Maßstäbe für ein zeitgemäßes Bad im gesamten norddeutschen Raum setzen sollte. Die Anlage befand sich auf der höchsten Erhebung des Allerparks und integrierte sich optimal in die Landschaft. Beim Richtfest Anfang September 1976 erinnerte Oberbürgermeister Helmut Simson an die Vorgeschichte des Bades: „Beide Städte, Vorsfelde und Wolfsburg, wollten ein Hallenbad. Erst nach der Eingemeindung haben wir uns für diesen vernünftigen Standpunkt gemeinsam entschieden.“ Der Bau des Allerbades sei ein echtes Konjunkturprogramm für die Baubranche im Wolfsburger Raum. Unter dem Titel „Allerbad im Frühjahr fertig“ berichtete die *Wolfsburger Allgemeine Zeitung* am 17. Dezember 1976 über den konzeptionellen Ansatz des Freizeitbades: „Auf sportliche und zugleich freizeitgestalterische Funktionen angelegt, bietet das Bad nicht nur plätschernde Wellen und bewegtes Wasser. Wer möchte, kann sich zurückziehen, durch zahlreiche Glasscheiben den Blick auf den benachbarten Allersee genießen sowie im angrenzenden Restaurant trinken und tafeln. Platz jedenfalls gibt es rings

um das 17 × 35 Meter große Wellenbad ausreichend“.

Neben dem Wellenbecken verfügte das Allerbad über ein „Kombinationsbecken“ mit geringer Wassertiefe, jeweils ein Becken für medizinische Massagen sowie für Kleinkinder. Bestandteil war auch ein Außenbecken, das über eine „Schleuse“ vom Wellenbecken aus erreicht werden konnte. Zu diesem Zeitpunkt befand sich das Bauprojekt exakt im Zeitplan, der eine Fertigstellung im Januar 1977 und Probelaufe bis zum März vorsah. Ein schwieriges Prozedere bedeutete allerdings die Festlegung der Eintrittspreise. Erst im dritten Anlauf entschied der Rat der Stadt mehrheitlich, dass die Badbesucherinnen und -besucher Wellenbad, Sauna, Solarium, Thermalbad und Innen- und Außenbecken und vieles mehr mit einem Einheits-Eintrittspreis kompakt genießen sollten. Die Namensgebung „Badeland“ war eine Kreation der Werbestrategen – und Teil der unternommenen großen Anstrengungen, um das neue Freizeitbad in der näheren und weiteren Region bekannt zu machen. In den *Wolfsburger Nachrichten* vom 15. März 1977 hieß es: „Und überall taucht das rosa-, blau- und grünfarbene Signet auf: Wolfsburgs neue ‚Stadtfarben‘, die nun auch im Allertal rosa Zeiten, blaues Wellenwunder und grüne Pflanzenwelt erhoffen lassen.“ Eine, wie sich zeigen sollte, zutreffende Prognose war die Besucherschätzung durch die Bäderbetriebe der *Stadtwerke Wolfsburg* mit jährlich 300.000 Besucherinnen und Besuchern, die aus der Region Gifhorn, Braunschweig, Celle, Uelzen und Wittingen erwartet wurden. Über 200 großflächige Werbetafeln sollte zwischen Wolfsburg, Gifhorn und Helmstedt die Attraktivität des Badelandes beworben werden.

Die feierliche Einweihung des *Badelandes* am 15. April 1977 war Anlass für Oberbürgermeister Rolf Nolting, allen

am Bau Beteiligten zu danken: „Hier ist in wirtschaftlich schwierigen Zeiten eine kommunale Einrichtung entstanden, die es den Menschen unserer Stadt und der näheren und weiteren Umgebung ermöglicht, ihre Freizeit aktiv zu gestalten, sich bei Spiel und Sport gesellig zu begegnen, sich zu erholen und etwas für die Gesundheit zu tun.“ Von Seiten des Oberstadtdirektors Werner Hasselbring wurde darauf hingewiesen, dass Wolfsburg als Stadt mit besonderer Lage dazu gezwungen sei, überdurchschnittliche Sport- und Freizeiteinrichtungen zur Verfügung zu stellen. Volkswagen-Vorstandsmitglied Horst Backsmann überbrachte die Glückwünsche des Werkes und wertschätzte das neue Freizeitangebot. Wie erwartet wurde das *Badeland* von der Bevölkerung mit großer Begeisterung angenommen, denn bereits nach 98 Tagen konnte der 100.000 Besucher durch die Vorstandscheffe der *Stadtwerke AG* und Vertreter der Stadt geehrt werden. Nach einem Jahr ergab die Zählung über 348.000 Besucherinnen und Besucher des Freizeitbades, was einen Tagesschnitt von knapp 1.000 Besucherinnen und Besuchern ergab.

Nicht selten kamen in den folgenden Monaten und Jahren Delegationen anderer Städte in das *Badeland*, um sich Anregungen für eigene Vorhaben zu holen. So kamen sogar zweimal Ratsmitglieder aus Bielefeld nach Wolfsburg und selbst eine sowjetische Abordnung aus Moskau besichtigte das *Badeland* im Vorfeld der Olympischen Spiele. Es nimmt nicht wunder, dass die Wolfsburgerinnen und Wolfsburger dieses Interesse mit gewissem Stolz erlebten. Bereits vor mehreren Jahrzehnten wurde mit dem *Badeland* ein Eckfeiler der künftigen Erlebnisstadt Wolfsburg im Boden des Allerparks gesetzt. Waren bereits Ende der 1990er Jahre Umbau- und Vergrößerungsarbeiten für das Schwimmbad geplant, wurden diese im Januar 1999 obsolet: Ein durch einen technischen Fehler verursachter Brand zerstörte das alte *Badeland* vollständig. Im Februar 2002 wurde das nun *BadeLand* getaufte Freizeitbad in seiner aktuellen Form eröffnet. Es empfängt zurzeit über 650.000 Gäste jährlich und zählt damit zu den besucherstärksten Freizeitbädern seiner Art in Deutschland.

AdM 3/2020

Die Eröffnung des Badelandes 1977

VON WERNER STRAUß

Jacht „Karin II“ auf dem Mittellandkanal

Unsere Heimat grüßte Hermann Göring

Der Generalfeldmarschall fuhr auf dem Wasserwege zu den Göringwerken
Begeisterte Kundgebungen im Volkswagenwerk. — Aufenthalt bei Wedesbüttel

War das eine Überraschung am Mittwoch nachmittag, als plötzlich und überraschend der Generalfeldmarschall Göring auf seiner Privatjacht „Karin II“ am Volkswagenwerk erschien! Von dem hohen Kraftwerk des VW-Werkes aus bemerkte man in der Ferne eine große weiße Jacht auf dem Mittellandkanal. Da eine derartige Jacht auf dem Kanal eine Seltenheit ist, obwohl der Schiffsverkehrslehrer sonst sehr rege ist, war die Neugierde aller Arbeitskameraden gewedt. Das herrliche, weiße Schiff kam immer näher, und nun bemerkte man auch in seiner Nähe ein Motorboot der Strompolizei und bald konnte man die an der Spitze des Schiffes wehende Standarte in gelber Farbe mit den beiden gekreuzten Feldherrnstäben erkennen. Dann war auch der Name „Karin II“ zu lesen! „Mensch“, schrie auf einmal einer, „das ist ja die Jacht von Hermann!“ Er mußte es ja wissen als Arbeiter. Und wirklich, als die Jacht sich dem Kraftwerk näherte, konnte man nicht nur die Standarte des Generalfeldmarschalls erkennen, sondern den Feldmarschall selber.

Das Schiff verlangsamte seine Fahrt und glitt im Schrittempo am Kraftwerk und dem ganzen Volkswagenwerksgelände vorbei. In weißer Uniform stand Ministerpräsident Göring an einem Fenster und winkte lächelnd den jubelnden Arbeitskameraden zu. Helle Freude hatten unsere deutschen und italienischen Kameraden, die ihn zuerst sahen und wie ein Lauffeuer ging der Ruf durch das ganze VW-Werk: „Göring ist da!“ Alles, was konnte, strömte an das Ufer des Kanals und jubelte dem Generalfeldmarschall zu! Dieser freute und bedankte sich, indem er seine beiden Hände ineinanderdrückte und diese zum Ufer hin schüttelte.

Auf der Fußgängerbrücke zum Gemeinschaftslager hin hatten sich unterdessen so viele auf dem Weg zum Lager befindliche Arbeitskameraden eingefunden, daß diese dicht gedrängt voll stand. Der Generalfeldmarschall verließ seine Kabine als er dies wahrnahm, und grüßte die ihm zuzuführenden Arbeitskameraden vom Deck aus. Langsam fuhr die „Karin II“ am VW-Werk vorbei und entschwand dann ganz den zurückbleibenden Kameraden. Nein, er stieg nicht aus, sondern war auf der Durchfahrt nach den Hermann-Göring-Werken in Salzgitter.

Begeisterung auch bei der Süßfelder Schleuse

Am gestrigen Mittwoch gegen 18 Uhr passierte, Generalfeldmarschall Göring vom Volkswagenwerk kommend, mit der Motorjacht „Karin II“ die Süßfelder Schleuse. Bei seiner Weiterfahrt auf dem Kanal nach Braunschweig wurde ihm von der Bevölkerung aus Allerbüttel und Calberlah, die zum Kanal geeilt war, um „unseren Hermann“ zu sehen, begeistert zugewinkt und gute Fahrt gewünscht.

Aufenthalt bei Wedesbüttel.

Bürgermeister Ahrens begrüßte den Generalfeldmarschall.

Gestern nachmittag parkte eine Autokolonne vor dem Gasthof Ahrens in Wedesbüttel. Wie man ganz zufällig erfuhr, handelte es sich um Herren aus der engeren Umgebung des Ministerpräsidenten und Generalfeldmarschalls Hermann Göring. Fröhliche Grüsse brachten es auch bald heraus, daß „unser Hermann“ auf dem Wasserweg nach Braunschweig fahren würde. Und richtig, bald tauchte in der Ferne ein weißes Motorboot auf, das sich als die Jacht „Karin II“ herausstellte.

Das Motorboot legte an der Landestelle unterhalb der Kanalbrücke bei Wedesbüttel an und dies hatte sich wie ein Lauffeuer herumgesprungen. Zu Fuß, auf Autos, Motor- und Fahrrädern eilte alles herbei, um den bei uns so seltenen Gast zu begrüßen. Die Landbevölkerung hatte die Arbeit auf den Feldern liegen gelassen und war zur Begrüßung an den Kanal geeilt, wo sich eine große Menschenmenge eingefunden hatte. Die schnell improvisierten Sprechchöre verfehlten denn auch ihre Wirkung nicht. Nachdem Generalfeldmarschall Göring die Besprechung im Schiff beendet hatte, erschien er auf Deck, wo er von Bürgermeister Erwin Bauermeister, Wedesbüttel, in herzlichen Worten und mit Händedruck begrüßt wurde. In ein dreifaches Siegel auf den Ministerpräsidenten stimmte die Menge begeistert ein. Dem Marschall wurde dann von der Tochter des Ortsbauernführers Ernst Wehmann, Wedesbüttel, ein herrlicher Rosenstrauß überreicht.

Nachdem die Herren, die an den Besprechungen teilgenommen hatten, das Schiff verlassen und sich in ihre Autos zurückgeben hatten, wurden die Galtetaue gelöst und „Karin II“ legte mit dem Generalfeldmarschall und einigen Herren seiner engsten Umgebung unter dem Jubel der Bevölkerung die Fahrt in Richtung Braunschweig fort. Immer wieder dankte Hermann Göring für die ihm entgegengebrachten Subdigungen. Es war ein Tag, den wohl niemand so bald vergessen wird.

Quelle: Artikel der *Aller-Zeitung* vom 13. Juli 1939

AdM 2/2020

Görings Selbstinszenierung auf dem Mittellandkanal

VON MARCEL GLASER

In der Mitte des Jahres 1939 begann der politische Einfluss Hermann Görings merklich zu schwinden. Der „Reichsmarschall“ gab sich zunehmend politischer Passivität hin – und tourte stattdessen von Juni bis August 1939 mit seiner Yacht „Carin II“ durch norddeutsche Binnengewässer. Am 12. Juli 1939 war Göring schließlich mit seinem Schiff auf dem Mittellandkanal unterwegs und passierte auf dem Weg nach Salzgitter das Volkswagenwerk und die „Stadt des KdF-Wagens bei Fallersleben“. Die *Aller-Zeitung* widmete der Bootsfahrt des „Reichsmarschalls“ in ihrer Ausgabe vom 13. Juli 1939 einen umfangreichen Artikel – unsere Archivalie des Monats. Dabei zeichnete die Lokalzeitung das Bild Görings als volksverbundenen Luftwaffenchef, dem die Menschenmassen nachliefen und der ihre Huldigungen freudig entgegennahm: „Alles was konnte, strömte an das Ufer des Kanals und jubelte dem Generalfeldmarschall zu! Dieser freute und bedankte sich, indem er seine beiden Hände ineinanderdrückte [sic!] und diese zum Ufer hin schüttelte.“

Wirkt die Schilderung auch zweifelsohne übertrieben und ausgeschmückt, so war sie doch nicht komplett falsch. Denn Göring genoss in der deutschen Bevölkerung bis in die letzten Kriegsjahre eine enorme Popularität. Er entstammte jener Schicht traditioneller Eliten, die das Kaiserreich getragen hatte. Sein Vater hatte als Kolonialoffizier in Deutsch-Südwestafrika gedient, der 1893 geborene Göring selbst zählte zu den Helden des Ersten Weltkrieges. Er war Träger des Ordens „Pour le Mérite“ und der letzte Kommandeur des berühmten Jagdgeschwaders von Manfred von Richthofen – dem „Roten Baron“. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten avancierte Gö-

ring zu einem der einflussreichsten Politiker des NS-Staats, zwischen 1933 und 1936 stieg er zum Preussischen Ministerpräsidenten, Oberbefehlshaber der Deutschen Luftwaffe und Beauftragten für die Durchführung des Vierjahresplans auf.

Doch waren die Beurteilungen über seine Person schon zu Lebzeiten widersprüchlich. Göring galt als brutaler Machtmensch, als „Paladin des Führers“ – zugleich hing ihm an, er sei genuss-süchtig, morphium-abhängig, eitel und kindisch. Auch war er ein Symbol für die in der NSDAP herrschende Korruption. Allein der Ausbau seiner Residenz „Carinhall“ in der Schorfheide – sie war wie die Yacht nach seiner ersten, 1931 verstorbenen Frau benannt – kostete den Steuerzahler rund 15 Millionen Reichsmark. Hier empfing er Staatsgäste, die unter anderem seine zusammengeschobene Sammlung von Phantasie-Uniformen, Jagdtrophäen und Kunstschätzen zu bewundern hatten. Gerade aber diese grotesken Züge verliehen seiner Person eine ungebrochene Popularität. Im Gegensatz zu anderen NS-Größen wie Joseph Goebbels, dem gefürchteten SS-Führer Heinrich Himmler, dem Chefideologen Alfred Rosenberg oder dem unnahbaren „Führer“ Adolf Hitler zeigte sich Göring auch während des Krieges der Öffentlichkeit oder fuhr im offenen Wagen durch bombenzerstörte Städte.

Der kurze Auftritt der Yacht „Carin II“ ist ein schlagendes Beispiel für diesen Personenkult. „Das ist die Yacht von Hermann“, lässt die *Aller-Zeitung* einen ungenannten Arbeiter des Volkswagenwerks beim Anblick des passierenden Bootes ausrufen. Denn das Schiff selbst war ein wichtiger Teil von Görings eigenem Personenkult. Die 1937 aus Teakholz gefertigte Yacht war 27 Meter lang und prunk-

voll ausgestattet. Vorne an Deck befand sich ein Jagdsitz, den sich der „Reichsjägermeister“ ausdrücklich gewünscht hatte. Insgesamt hatte das Boot rund 1,3 Millionen Reichsmark gekostet; es war ein Geschenk des Reichsverbands der Automobilindustrie. Gelegentlich hielt Göring auf dem Schiff auch Besprechungen ab und empfing Staatsgäste. Seit Kriegsbeginn 1939 ankerte das Boot dann im Hamburger Yachthafen Waltershof-Finkenwerder, wo es 1945 von der britischen Royal Navy übernommen wurde. In den 1970er Jahren erwarb es schließlich der *Stern*-Reporter Gerd Heidemann, der 1983 den Skandal um die gefälschten Hitler-Tagebücher ausgelöst hatte, und stattete es mit Göring-Reliquien aus. Heute ankert das Schiff nach mehreren Besitzerwechseln im Roten Meer.

Für viele Zeitgenossinnen und Zeitgenossen schien der Reichsmarschall eine weniger finstere und gefährlichere Spielart des Nationalsozialismus zu verkörpern. Doch dieser Eindruck trägt. Gegen seine Gegner handelte Göring rücksichtslos und brutal. Er war einer der Mitverantwortlichen für die Röhm-Morde, nach den Novemberprogromen 1938 erließ er eine willkürliche „Judenvermögensabgabe“. Und am 31. Juli 1941 beauftragte er den Gestapo-Chef Reinhard Heydrich, „mir in Bälde einen Gesamtentwurf über die organisatorischen, sachlichen und materiellen Voraussetzungen zur Durchführung der angestrebten Endlösung der Judenfrage vorzulegen“. Vor dem Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg bestritt Göring seine Mitwirkung an der Judenvernichtung. Das Kriegsverbrechertribunal verurteilte ihn 1946 zum Tode durch den Strang. Er entzog sich der Vollstreckung des Urteils durch seinen Freitod.



Während sich das einst als NS-Mustertstadt geplante Wolfsburg unter den Soziologen und Stadtforschern schon früh als ‚Soziallabor‘ der Bundesrepublik einen Namen machte, rückten in den letzten Jahren vermehrt zeithistorische Betrachtungen unterschiedlicher Aspekte der Stadtgeschichte in den Blick. Im Gegensatz zu anderen Städten und Regionen veranlasste der rasche und kontinuierliche Bevölkerungsanstieg die Stadt Wolfsburg schon weit früher dazu, ‚Schulentwicklung‘ systematisch zu betreiben.

Die Autorinnen und Autoren des Bands untersuchen die Auswirkungen der spezifischen Bedingungen Wolfsburgs auf Schulen, Lehrkräfte und Schülerschaft sowie deren Reaktionen darauf. Damit rücken die Wechselwirkungen zwischen Bildungswesen und Stadtentwicklung in den Jahrzehnten nach der Gründung der Bundesrepublik in den Fokus.

Alexander Kraus/Sabine Reh (Hg.), *Stadt macht Schule. Schulentwicklungen im „Soziallabor“ der Bundesrepublik, 1945 bis 1980*. Göttingen 2020. 24,- Euro

Die nächste Ausgabe von DAS ARCHIV erscheint im August 2020.

DAS ARCHIV

HERAUSGEBER

Institut für Zeitgeschichte und Stadtpräsentation der Stadt Wolfsburg

INSTITUTSLEITUNG

Anita Placenti-Grau

REDAKTION

Alexander Kraus
Aleksandar Nedelkovski
Anita Placenti-Grau

BILDREDAKTION

Katja Steiner

ANSCHRIFT

Stadt Wolfsburg,
Institut für Zeitgeschichte und
Stadtpräsentation, Goethestr. 10 a,
38440 Wolfsburg, Tel. (05361) 27 57 30,
Fax 27 57 57, E-Mail:
izs-stadtarchiv@stadt.wolfsburg.de
www.wolfsburg.de/izs

Disclaimer: Trotz sorgfältiger Bemühungen konnten nicht alle Inhaber der Bildrechte ermittelt werden. Wir bitten darum dem IZS bestehende Ansprüche ggf. mitzuteilen.

AUFLAGE: 500
ISSN 2367-4431